

# **Das Katzen-Palais**

**Argus-Kriminal-Bibliothek, #124**

**Detektiv Fritz Schaper**

**by Walther Kabel, 1878-1935**

**Veröffentlicht: 1912**

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

## **Inhalt**

**Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 9**

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

# Kapitel 1

Rechtsanwalt Heiling erreichte den Stadtbahnzug auf dem Bahnhof Börse noch im letzten Augenblick. Jetzt, wo die Millionenstadt Berlin nach dem abendlichen Geschäftsschluß das unzählige Heer der Angestellten ausspie wie ein übersättigter, müder Moloch, waren die Züge nach den westlichen Vororten mehr als überfüllt. Aber Ernst Heiling hatte Glück. Wie er sich noch mit knapper Not in ein Abteil zweiter Klasse hineinschwang, winkte ihm zwischen einer älteren Dame und einem fast überelegant gekleideten Herrn ein freies Plätzchen.

Er setzte sich, rückte den von dem eiligen Lauf etwas nach vorn gerutschten Klemmer auf seiner schmalen, feingebauten Nase an die richtige Stelle und entfaltete die Abendzeitung. Seine Aktenmappe, in der sich dringende Papiere befanden, die er daheim erledigen wollte, stellte er neben sich.

Aber zum ungestörten Genuß der Blätter sollte er sobald nicht kommen. Sein Nachbar, in dessen fahlem Gesicht das Einglas wie festgemauert saß, duftete derart aufdringlich nach einem süßlichen Parfüm, daß der Rechtsanwalt sich schleunigst eine Zigarette anzündete, obwohl die Luft in dem Abteil bereits von Rauchschwaden erfüllt war und Heiling sonst schon aus Rücksicht auf die anwesenden Damen auf seine geliebte Manoli verzichtet hätte. Doch dieser widerlich süße Duft, der seine Nase fortgesetzt belästigte, war anders nicht zu ertragen.

Als die Zigarette brannte, lehnte er sich weit in die Polster zurück und betrachtete nun erst einmal genauer diesen Herrn, der seine Mitmenschen mit diesem unausstehlichen Parfüm derart zu peinigen wagte. Das Gesicht des Betroffenen ließ mit seiner ungesunden Farbe und den feinen Fältchen um Mund und Augen keinen sicheren Schluß auf das Alter zu. Anfang der dreißiger, schätzte Heiling, dem das scharfe Beobachten anderer bei seinem Beruf zur zweiten Natur geworden war. Kleidung zu gigerhaft, überlegte der Anwalt weiter. Der Kragen könnte getrost ein paar Zentimeter niedriger sein, und der Stein in der Nadel der lose geschlungenen Krawatte dürfte auch nicht ganz echt sein—also Talmi-Eleganz, wie man sie in Berlin in gewissen Kreisen, die Heiling durch seine Tätigkeit mehr als gut kannte, nur zu häufig antrifft.

Bei alledem schien den in so unfeiner Weise parfümierten Menschen eine fast krankhafte Unrast zu peinigen. Er klebte nur gerade noch auf dem vordersten Rande des Polsters und saß auch nicht einen Augenblick ruhig. Bald fuhr sein von einem spiegelblanken Zylinderhut gekrönter Kopf nach dieser Seite hin, bald nach der anderen, indem er durch sein Monokel die vorbeihuschenden Häuser und Straßenzüge aufmerksam betrachtete. Offenbar hatte er es sehr eilig und erwartete mit höchster Ungeduld das endliche Eintreffen am Ziele seiner Fahrt. Eine Ledermappe, die in Größe und Farbe der des Anwalts vollkommen glich, hielt er ängstlich an den Körper geklemmt unter dem linken Arm.

Auf dem Bahnhof Friedrichstraße füllte sich das Abteil noch mehr. Auch der Mittelgang war jetzt von Leuten, die keinen Sitzplatz mehr gefunden hatten, völlig gefüllt. Nur mit Mühe gelang es Heiling, der sich inzwischen schon ein

wenig an den aufdringlichen Geruch gewöhnt und dem der Stutzer bereits wieder herzlich gleichgültig war, seine Zeitung zu entfalten.

Da—kurz vor dem Einlaufen in den Lehrter Bahnhof wurden die Bremsen plötzlich mit aller Gewalt angezogen. Es gab einen so starken Ruck, daß die Insassen des Abteils, in dem der Rechtsanwalt sich befand, gründlich durcheinandergeworfen wurden. Erst nach einer Weile gelang es Heiling, seine Aktentasche, die vom Sitz heruntergefallen war, wieder an sich zu nehmen.

In demselben Augenblick riß auch schon ein Schaffner die Tür auf und rief den bestürzten Fahrgästen zu, daß die Maschine entgleist sei und alles sich zu Fuß zum nahen Lehrter Bahnhof den Gleisen entlang begeben müsse.

Mit einem halb unterdrückten Fluch sprang als erster Heilings Nachbar auf und drängte sich rücksichtslos zur offen gebliebenen Tür durch.

„Nette Wirtschaft—verdammter Aufenthalt!“ hörte der Anwalt den Fremden murmeln. Dann verlor er ihn aus den Augen.

Eine Viertelstunde später befand sich Heiling, der eine elektrische Straßenbahn zur Weiterfahrt benutzt hatte, in seiner in Charlottenburg gelegenen Privatwohnung. Schon unterwegs hatte er bemerkt, daß der geringfügige Eisenbahnunfall ihm doch in einer Beziehung verhängnisvoll geworden war. Fraglos hatte er nämlich seine Aktentasche mit der des parfümierten Herrn, die gleichfalls ihrem Besitzer entglitten war, vertauscht. Denn deutlich fühlte er durch das Leder—leider zu spät, woran nur die allgemeine Aufregung Schuld trug—in der Mappe mehrere harte, längliche Gegenstände, während seine eigene nur ein paar dünne Aktenhefte enthalten hatte.

In seinem aus zwei vornehm möblierten Zimmern bestehenden Junggesellenheim beschaute er sich dann die vertauschte Aktentasche genauer. Die Sache war ihm insofern recht ärgerlich, als er nicht wissen konnte, wann der Fremde ihm sein Eigentum wieder zustellen würde, und weil sich unter den Aktenstücken zwei Exemplare befanden, die er morgen vormittag notwendig brauchte. Vielleicht entdeckte er jedoch in der ihm vorliegenden Mappe irgend etwas, was ihm die Adresse des Besitzers verriet. Und so versuchte er denn, die Tasche zu öffnen. Das Schloß widerstand zunächst allen seinen Bemühungen, bis er, ungeduldig geworden und nur von dem Wunsche beseelte, seine Papiere schleunigst zurückzuerhalten, einige kleine Schlüssel herbeiholte und diese probierte. Einer paßte wirklich.—

Mit einer gewissen Neugier breitete Heiling jetzt den Inhalt der Aktentasche auf seiner Schreibtischplatte aus.

Zu seiner Enttäuschung enthielt sie jedoch nur ein flaches, in ein schwarzes Tuch eingehülltes Paket und ein zerknittertes Blatt Papier, auf dem einige Reihen von deutschen, offenbar in verstellter Schrift geschriebenen Wörtern standen, die aber nicht den geringsten Sinn ergaben.

Ziemlich mutlos wickelte Heiling nun das Tuch auseinander, um sich auch die darin befindlichen Gegenstände anzusehen. Ein leises Klirren belehrte ihn—worauf er schon aus dem Gewicht des Bündels geschlossen hatte—daß es sich um Metallsachen handeln müsse.

Dann lagen diese vor ihm, glitzernd im Lichte des elektrischen Kronleuchters...

Der Anwalt stand einen Augenblick ganz regungslos vor Überraschung da. Unwillkürlich drängte sich ein leiser Ausruf höchsten Staunens über seine Lippen...

Denn seine Augen ruhten wie gebannt auf dem fein gearbeitetsten Einbrecherwerkzeug, das ihm je in seiner Praxis vorgekommen war. Da fehlte nichts—von einer haarscharfen, dünnen Stahlsäge bis zu einem aufklappbaren Brecheisen war alles vertreten, womit der moderne Dieb sich ihm bietende Hindernisse zu bezwingen weiß.

Nachdenklich starrte Heiling noch immer auf diese aus feinstem Stahl gefertigten Instrumente, deren verbrecherischer Zweck gerade ihm als Strafverteidiger sofort klar geworden war. Blitzschnell überlegte er sich sein ferneres Verhalten. Auf keinen Fall durfte der Fremde ahnen, daß er durchschaut war. Und so legte der Rechtsanwalt schleunigst die Diebeswerkzeuge wieder in die Tasche zurück. Schon wollte er diese verschließen, als ein anderer Gedanke in ihm aufblitzte. Im Nu hatte er das Papier mit dem rätselhaften Inhalt wörtlich abgeschrieben. Jetzt erst ließ er die Feder des Schlosses einschnappen und warf dann die Ledermappe achtlos auf den nächsten Sessel.

Damit noch nicht genug, stellte er sein Tischtelefon für die Portierloge ein und rief den Hausmeister an:

„Tomsen, sind Sie dort?“

„Jawohl, Herr Rechtsanwalt.—Sie wünschen?“

„Ist Werner zu Hause?“

„Freilich. Er sitzt gerade beim Abendbrot. Soll er etwas für Sie besorgen?“

„Allerdings. Er mag sofort heraufkommen. Die Sache ist dringend.“

„Gut.“ Eine Pause. Dann: „Er ist schon unterwegs, Herr Rechtsanwalt.“

„Danke!“

Befriedigt legte Heiling den Hörer auf die Stützen zurück und ging dann hinaus, um selbst die Flurtür zu öffnen.

Werner Tomsen hastete in großen Sprüngen die läuferbelegte Treppe empor. Ganz atemlos stand er jetzt vor seinem Gönner und Brotherrn.

„Herr Rechtsanwalt wünschen...?“

„Nicht hier. Komm in mein Zimmer.“

Es war ein hochaufgeschossener Junge von etwa fünfzehn Jahren, der abwartend vor Heiling sich aufpflanzte.

„Du weißt, wozu ich dich verpflichtete, als ich dich als Schreiber in mein Bureau aufnahm,“ begann der Rechtsanwalt hastig.

„Jawohl—zur Ehrlichkeit und Verschwiegenheit!“ erwiderte Werner Tomsen prompt.

Heiling nickte.

„Von dem Auftrag, den ich dir jetzt geben werde, zu niemandem ein Wort!—Es wird wahrscheinlich heute abend noch ein Herr zu mir kommen, um seine Aktentasche, die er mit der meinen in der Bahn vertauscht hat, abzuholen. Diesem Herrn folgst du unauffällig, verstanden! Hier hast du für etwaige Auslagen sechs Mark. Sollte es nötig sein, so benutze zur Beobachtung des Betreffenden jede sich dir bietende Möglichkeit. Auto, Taxameter, Elektrische—von allem mache Gebrauch, um ihm auf der Fährte bleiben zu können. Ich möchte herausbekommen, mit wem der Herr verkehrt, in welchem Hause er verschwindet bzw. welches Restaurant er aufsucht. Du verstehst mich...?“

Der junge Mensch, dessen gesundes, offenes Gesicht mit den schlaun, gar nicht mehr kindlichen Augen jetzt förmlich strahlte, entgegnete eifrig:

„Ob ich verstehe, Herr Rechtsanwalt! Natürlich! Ich werd' die Sache schon machen, verlassen Sie sich ganz auf mich. Wenn ich auch nicht gerade geborener Berliner bin—helle sind wir doch!“

„Schon gut.—Erledigst du den Auftrag zu meiner Zufriedenheit, so erhältst du drei Mark. Außerdem weißt du ja, daß ähnliche Angelegenheiten bei uns im Bureau häufig vorkommen. Stellst du dich geschickt an, so werde ich dich in Zukunft des öfteren zu verwenden wissen.—So, und nun verschwinde. Halte dich vor der Haustüre auf der anderen Straßenseite auf und gib genau acht, ob ein Herr mit einer Aktentasche wie dieser da den Flur betritt und bald wieder erscheint. Das ist dann der richtige.“

Werner Tompsen verließ mit einer höflichen Verbeugung das Zimmer.

Eine Viertelstunde später klingelte es an der Flurtür der zweiten Etage, deren linke Hälfte die Frau verwitwete Hauptmann v. Gersten bewohnte, bei der als Untermieter wieder der Rechtsanwalt Dr. jur. Ernst Heiling zwei Vorderzimmer innehatte.

Gleich darauf klopfte Frau v. Gersters Stubenmädchen bei dem Rechtsanwalt an.

„Herr Doktor,“—für Minna war ein ‚Doktor‘ mehr als ein Rechtsanwalt—, „ein Herr wünscht Sie zu sprechen.“

„Ich lasse bitten.“

Heiling erhob sich aus seinem Schreibtischsessel und ging dem Eintretenden entgegen.

Es war tatsächlich der Fremde aus dem Stadtbahnzug.

„Schmidt, Ingenieur der Firma Siemens und Halske,“ stellte er sich mit leicht näselnder Stimme vor.

Heiling machte eine einladende Handbewegung nach einem der Sessel hin, die um den großen Mitteltisch gruppiert waren.

„Wollen Sie bitte Platz nehmen, Herr Schmidt—womit kann ich Ihnen dienen?“

„Danke verbindlichst,“ lehnte der angebliche Ingenieur ab. „Ich habe Eile.—Der Zweck meines Besuches ist der, Ihnen diese Aktentasche wieder auszuhändigen. Wir haben unsere Mappen vertauscht, als sie bei dem plötzlichen Bremsen des Zuges zu Boden fielen.“

Heiling lächelte liebenswürdig.

„Ich ahnte, daß Sie kommen würden, Herr Schmidt. Meinen Namen nebst Adresse mußten Sie ja auf den Akten in meiner Ledertasche finden.—Darauf rechnete ich und war daher über die Verwechslung nicht weiter in Sorge.—Vielen Dank. So bitte—hier ist Ihre Mappe. Ich will ehrlich sein: Ich versuchte dieselbe zu öffnen, um vielleicht aus dem Inhalt Ihren Namen zu erfahren. Da sie jedoch verschlossen war, gab ich mich in dem Gedanken zufrieden, daß Sie mich fraglos bald aufsuchen würden.“

Einen Moment ruhten die Augen des Fremden fast durchdringend auf Heilings Gesicht. Offenbar war irgend eine mißtrauische Regung in ihm wach geworden. Aber da des Rechtsanwalts Mienen unverändert den harmlos zuvorkommenden Ausdruck beibehielten, schien er sich wieder zu beruhigen. Und mit einem Versuch zu scherzen meinte er:

„Die Verwechslung ist Ihnen wohl sehr schnell infolge des nicht gerade geringen Gewichtsunterschiedes der beiden Taschen aufgefallen? Tut mir leid, daß Sie sich mit meinen Modellteilen für einen neuen Flugzeugmotor haben schleppen müssen, Herr Rechtsanwalt.“

„Nette Modellteile!“ dachte Heiling. Laut aber sagte er:

„Ah, da habe ich wohl gar kurze Zeit die Vorarbeiten für ein demnächst neues Patent in meiner Obhut gehabt, Herr Schmidt?—Nur gut, daß gerade ich Ih-

re Mappe mitnahm. Wer weiß, ob Ihr Modell bei einem Ingenieur z. B. nicht doch die Neugier geweckt hätte. Denn daß Metallgegenstände sich in der Ledertasche befinden, ist ja deutlich genug durchzufühlen.“

Das klang alles so harmlos freundlich, daß bei dem Fremden auch der letzte Rest von Mißtrauen schwand.

„Ja, ich bin auch sehr froh darüber,“ entgegnete er mit einer gezierten Verbeugung. „Es handelt sich in der Tat um eine wichtige Erfindung, deren Kenntnis für einen Fachkollegen höchst wertvoll gewesen wäre...“

„Na—jetzt können Sie jedenfalls ganz beruhigt sein,“ sagte Heiling gutgelaunt. „Ebenso wie ich mich freue, daß ich meine Akten wiederhabe.“

Sodann fügte er in ernsterem Tone hinzu: „Pardon—ich vergaß mich bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich Sie in Morgenschuhen und in der Hausjoppe empfangen habe. Ich war so in meine Arbeit vertieft—“

„Aber lassen Sie doch, Herr Rechtsanwalt...!“ unterbrach der andere ihn. „Das bedarf keiner Entschuldigung, wirklich nicht.—Gestatten Sie mir nunmehr, daß ich mich verabschiede.—Guten Abend, Herr Rechtsanwalt ... War mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

„Ganz auf meiner Seite, Herr Schmidt...“

Heiling begleitete den Besucher bis zur Flurtür und kehrte dann in sein Arbeitszimmer zurück.

## Kapitel 2

In der Dresdenerstraße im Süden Berlins steht ein älteres, etwas verräuchertes Gebäude, neben dessen schwerer, massiver Eingangstür aus geschnitztem Eichenholz ein Porzellanschild mit der Aufschrift:

Detektivinstitut Argus, Inhaber Fritz Schaper

hängt. Noch vor einem Jahr hatte der Aufdruck dieses Schildes, der besseren Reklame wegen, anders gelautet. Aber Fritz Schaper war jetzt eine Berühmtheit geworden und hatte es nicht mehr nötig, die Klienten durch marktschreierische Ankündigungen herbeizulocken. Die Aufdeckung der Geheimnisse des „Bildes mit den Glasaugen“, wobei es sich um eines der eigenartigsten Verbrechen handelte, die in der Kriminalgeschichte aller Länder je vorgekommen sind, hatte den Namen Fritz Schaper weit über die Grenze Deutschlands hinaus bekannt gemacht. Das Detektivinstitut beschäftigte jetzt nicht weniger als sechs Angestellte außer dem Bureaupersonal, alles erprobte Leute, auf die der Chef sich unbedingt verlassen konnte.

Zu der festen Kundschaft Fritz Schapers, der früher Apotheker und eine Weile auch Schauspieler gewesen war, gehörte eine große Anzahl Berliner Rechtsanwälte, die dem Institut die notwendigen Ermittlungen zur Überprüfung von zweifelhaften Aussagen für die Prozeßführung regelmäßig übertrugen.

Fritz Schaper, ein noch recht jugendlich aussehender Herr mit glattrasiertem Gesicht, saß am Schreibtisch in seinem Sprechzimmer und schrieb soeben einem auswärtigen Kunden, der sich nach der Kreditfähigkeit einer Charlottenburger Firma erkundigt hatte, eine ausführliche Antwort.

Gerade schob er den Brief in den Umschlag, als das auf dem Tisch stehende Telephon zu schrillen begann. Folgende Unterredung, die von seiten des Detektives mit wachsendem Interesse geführt wurde, entspann sich nun.

„Herr Schaper persönlich?“

„Jawohl.—Mit wem habe ich die Ehre?“

„Das tut nichts zur Sache.—Ich will zunächst nur anfragen, ob Sie auch einen Auftrag übernehmen würden, bei dem der Auftraggeber unbekannt zu bleiben wünscht.“

„Hm... Es käme ganz darauf an, worum es sich handelt,“ entgegnete Schaper zögernd.

„Um einen Mord,“ klang es durch den Apparat zurück.

Der Detektiv war gewiß an Überraschungen aller Art gewöhnt. Dieser Bescheid brachte ihn aber doch etwas aus der Fassung.

„...Mord?—Habe ich richtig gehört?“ fragte er dann nochmals zur Sicherheit.

„Ja, leider. Vor kurzer Zeit ist in dem sogenannten Katzen-Palais in Charlottenburg in der Schloßstraße der Rentier Gottfried Marschall durch mehrere Stiche in die Brust ermordet worden.—Sie sollen nun sofort die Nachforschungen nach dem Täter aufnehmen. Erklären Sie sich hierzu bereit, so wird Ihnen umgehend als Anzahlung auf Ihr Honorar die Summe von fünfhundert Mark per Postanweisung zugehen.“

Schaper schwirrte förmlich der Kopf. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Die Sache schien ja mehr als geheimnisvoll zu sein.

„Wollen Sie mir nicht doch lieber Ihren Namen nennen, mein Herr?“ suchte er den mit ihm durch das Telephon Verbundenen zu überreden. „Ich verspreche Ihnen, daß niemand von mir erfahren soll, wer...“

„Nein—dann verzichte ich lieber auf Ihre Tätigkeit.“ Diese Unterbrechung klang schon recht ungeduldig. Und der Detektiv, der hier einen neuen Sensationsfall witterte, beeilte sich daher zu erwidern:

„Schon gut, mein Herr. Ich nehme an.—Wann ist denn der Mord verübt worden, und—ist die Polizei bereits im Hause?“

„Ihre erste Frage vermag ich nicht bestimmt zu beantworten. Jedenfalls aber vor kaum einer Stunde—so glaube ich wenigstens. Ob die Polizei bereits benachrichtigt ist, weiß ich nicht.“

Schaper murmelte ein leises „Unglaublich!“ vor sich hin. Nach kurzem Nachdenken bat er seinen Auftraggeber dann um Auskunft, ob dieser ihm vielleicht irgendwelche Verdachtsmomente gegen eine bestimmte Person nennen könnte.

„Bedaure. Das sollen ja gerade Sie herausbekommen.“

„Und welches Interesse haben Sie an dem Kriminalfall, mein Herr?“ suchte der Detektiv den Unbekannten auszuholen.

„Ein sehr großes jedenfalls.—Doch eine weitere Unterhaltung dürfte keinen Zweck haben. Nehmen Sie sich sofort ein Auto und fahren Sie zur Schloßstraße 32. Die Sache eilt. Sind Sie als erster am Platze, so...“

Da wurde die Verbindung plötzlich unterbrochen. Schaper wartete noch eine Weile. Aber der Fremde meldete sich nicht wieder.

Unschlüssig schaute der Detektiv vor sich hin. Wie, wenn es sich hier um einen schlechten Scherz handelte? Konnte nicht irgend ein Witzbold die ganze Geschichte nur erfunden haben? Dieser Auftrag war ja so seltsam, bot so viel Rätsel, daß man wirklich nur zu leicht auf diesen Gedanken kommen konnte.

Trotzdem war's, als ob eine innere Stimme dem Detektiv zuraunte: ‚Folge dem Ruf! Versäume diese gute Gelegenheit nicht, dich wieder hervorzutun!‘

Und so saß Fritz Schaper tatsächlich wenige Minuten später in einem Auto und fuhr nach Charlottenburg hinaus. Während der Wagen sich unaufhaltsam durch das Straßengetriebe der Millionenstadt mit der Geschicklichkeit eines lebenden Wesens hindurchwand, während er den im ersten Frühlingsgrün prangenden Tiergarten durchquerte, umkreisten des Detektivs an scharfes Nachdenken gewöhnte Gedanken unaufhörlich die Einzelheiten des rätselhaften Telefongesprächs. Aber so gründlich Schaper auch alle Möglichkeiten gegeneinander abwog, er vermochte keine einleuchtende Erklärung für all die Fragen zu finden, die diese merkwürdige Unterredung am Fernsprecher ihm unwillkürlich aufdrängte.

Katzen-Palais—den Namen hatte er doch schon irgendwo in irgend einem Zusammenhang gelesen! Aber wo, wo nur?—Er grübelte und grübelte. Da kam ihm die Erleuchtung. Jetzt wußte er Bescheid, sogar ganz genau. Denn auf sein Gedächtnis konnte er sich, wenn nur erst der blasse Schimmer einer Erinnerung in seinem Hirn aufgeblitzt war, in jedem Falle verlassen.

Eine Berliner Zeitung hatte vor einigen Wochen einen Artikel über das Sommerpalais der Fürstin von Liegnitz, der morganatischen Gemahlin König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, gebracht. Und in diesem Aufsatz war erwähnt gewesen, daß das von der preußischen Krone längst an einen Privatmann verkaufte altertümliche Haus in der Schloßstraße in Charlottenburg vor etlichen Jahren abermals den Besitzer gewechselt habe und von einem reichen Sonderling erworben worden sei, der jetzt dort einsam mit einer Anzahl von Katzen hause. Und dieser Sonderling war in dem Artikel ebenfalls Gottfried Marschall genannt worden.—

Schaper lächelte befriedigt, wie immer, wenn er feststellen konnte, daß sein Gedächtnis wirklich hervorragend gut war.

Da hielt auch schon das Auto mit kurzem Ruck.

Hastig kletterte der Detektiv heraus, bezahlte und schaute sich dann das frühere Palais der Fürstin erst einmal eingehend von der Straße aus an.

Eingezwängt zwischen zwei himmelhohe Mietskasernen lag das zweistöckige, recht bescheidene Gebäude da und nahm sich unter den modernen Neubauten mit seiner von Marmorsäulen getragenen Vorhalle und dem kleinen Vorgärtchen fast wie ein Kinderspielzeug aus. Ein altmodisches, stark vom Rost zerfressenes Eisengitter trennte die einstige Sommerresidenz der zweiten Gemahlin des Preußenkönigs von der Straße, die direkt auf den Park des Charlottenburger Königlichen Schlosses zuführte.

Das ‚Katzen-Palais‘, wie die Nachbarschaft es getauft hatte, lag wie ausgestorben da. An den meisten Fenstern hatte man die Vorhänge dicht zugezogen, und nur im ersten Stock war ein Fensterflügel halb geöffnet. Schaper drückte die Gitterpforte auf, schritt hindurch und stieg zögernd die sechs Stufen der Vorhalle hinan. Sollte man sich wirklich mit ihm einen schlechten Scherz erlaubt haben? Fast fürchtete er es. Denn dieses Haus machte durchaus nicht den Eindruck, als ob darin vor kurzer Zeit ein Verbrechen verübt sein könnte.

Trotzdem—er zog kräftig den Messingknopf der Klingel neben der schweren, mit reicher, künstlerisch ausgeführter Schnitzerei verzierten Flügeltür und wartete.

Minuten vergingen. Schon wollte er nochmals läuten, als endlich drinnen schlurfende Schritte laut wurden und ein Schlüssel sich kreischend im Schlosse drehte.

Die Tür tat sich auf. Ein älterer Mann mit gutmütigem, faltigem Gesicht, der eine blaue Schürze vorgebunden hatte, stand dem Detektiv gegenüber.

Schaper wurde es immer ungemütlicher zumute. Was sollte er nur sagen, wie seinen Besuch begründen? Jetzt zweifelte er nicht mehr daran, daß man ihn gründlich genasführt hatte. Denn dieses Männchen mit der mit Erde beschmutzten Schürze bot ein Bild ruhigsten Friedens dar. Hier sollte ein Mord geschehen sein—ausgeschlossen!!

Der Alte hatte den Detektiv zunächst grüßend gemustert. Dann fragte er höflich:

„Womit kann ich dienen, mein Herr?“

Schaper raffte sich auf. Jetzt wollte er der Sache wenigstens auf den Grund gehen.

„Ist Herr Marschall zu sprechen?“ meinte er kurz.

„Da müßte ich mich erst einmal bei meinem Herrn erkundigen,“ erwiderte der Alte freundlich. „Er hat nämlich gerade Besuch. Sein Neffe ist bei ihm.—Bitte treten Sie näher.“

Er verschloß die Tür und zeigte dann auf einen Sessel, der in der mit dunklem Marmor verkleideten Vorhalle neben einem Rokotischchen stand.

„Bitte, nehmen Sie Platz.—Und wen darf ich melden?“

„Fritz Schaper ist mein Name,“ erklärte der Detektiv mit einem Gefühl wachsenden Unbehagens.

Die Situation war für ihn ja auch keineswegs angenehm. Nun—er konnte Herrn Marschall ja schließlich nur die Wahrheit sagen. Und mehr wie grob würde der wohl auch nicht werden—im schlimmsten Falle.

Inzwischen war der Alte gemächlich die breite Treppe, die im Hintergrund der Vorhalle in die oberen Gemächer hinaufführte, emporgestiegen und verschwunden.

Schaper blickte sich neugierig um. Der Raum, in dem er sich befand, machte mit seinen alten, nachgedunkelten Bildern an den Wänden, den Waffendekorationen und dem riesigen, von der Decke herabhängenden Geweihkronleuchter einen durchaus vornehmen Eindruck. Der mit bunten Fliesen bedeckte Boden war zum größten Teil mit echt orientalischen Teppichen bedeckt. Dicke Plüschläufer lagen auch auf der breiten Treppe, deren geschnitztes Geländer fraglos allein schon einen hohen Altertumswert besaß. Nur etwas störte den Detektiv in der Betrachtung dieses würdigen Vestibüls, durch das einst die liebreizende geborene Gräfin Harbach oft genug federnden Schrittes geeilt sein mochte: ein intensiver Geruch nach Katzen, der derart aufdringlich war, daß Schaper jetzt sein diskret parfümiertes Taschentuch hervorzog und seine durch solche Düfte leicht zu beleidigende Nase darin vergraben wollte.

...Wollte...!

Denn die Hand, die das Taschentuch nach dem Gesicht führte, machte plötzlich mitten in der Aufwärtsbewegung wie gelähmt halt. In den oberen Räumen war ein Schrei erklungen, der Schaper zusammenschrecken ließ und ihm einen Eisesschauer über den Rücken trieb—ein Schrei, der beinahe nichts Menschliches mehr an sich hatte, in dem sich höchstes Entsetzen, wahnsinnige Angst und ein flehender Ruf nach Hilfe vereinten...

Nur einen Moment zögerte der Detektiv. Dann flog er in wilden Sätzen die Stufen empor. Oben ein schneller Blick rundum ... Dort vor einer offenen Tür lag das alte, freundliche Männchen regungslos am Boden. Schon war Schaper neben ihm, beugte sich über den offenbar Bewußtlosen. Und da, wie er jetzt,

sich wieder aufrichtend, in das Zimmer hinein schaute, prallte auch er erschreckt zurück. Denn mitten auf einem seidig glänzenden Perserteppich war regungslos die Gestalt eines Mannes hingestreckt, eines Mannes, dessen Schlafrock, weit aufgeschlagen, ein darunter befindliches Hemd mit großen, frischen Blutflecken sichtbar werden ließ...

Schaper holte tief Atem.

„Also doch ein Mord!“ murmelte er halb unbewußt vor sich hin. Und dann betrat er ohne Scheu das Zimmer, in dem die Leiche, die glasigen, gebrochenen Augen mit einem Ausdruck maßloser Wut zur Decke gerichtet, auf dem Rücken lag.

### Kapitel 3

Es war an demselben Tage gegen sieben Uhr abends. Rechtsanwalt Heiling, der sich vorher durch telephonische Anfrage vergewissert hatte, ob Fritz Schaper, der Detektiv, auch zu Hause sei, war soeben von diesem nach freundlicher Begrüßung in einen Sessel genötigt worden.

„Zigarre gefällig, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Schaper jetzt, indem er seinem Gast eine offene Kiste hinhielt.

Heiling bediente sich mit einem ‚Vielen Dank‘ und lehnte sich dann aufseufzend in den bequemen, weichen Klubsessel zurück.

„Sie haben wohl wieder einen schweren Tag hinter sich?“ meinte Schaper und setzte einen Zigarrenrest, den er umständlich in eine Papierspitze gesteckt hatte, in Brand. Auf seine Art war er sparsam, und halb aufgerauchte Zigarren liegen zu lassen, hielt er direkt für eine Verschwendung.—

Er hatte sich Heiling gegenüber an den Schreibtisch gelehnt und betrachtete seinen häufigen Klienten mit einem gewissen Mitgefühl.

Der Rechtsanwalt nickte matt. „Von zehn Uhr vormittags bis gegen fünf Uhr war ich in der Strafkammer beschäftigt, ohne lange Zwischenpausen,“ erklärte er. „Das kostet Nerven... Und dann die Luft dort in den Zimmern des Kriminalgerichts—auch nicht die beste! Leicht verdienen wir Strafverteidiger unser Geld wahrlich nicht!“

„Glaube ich gern.—Auch ich bin heute ziemlich schachmatt.—Haben Sie schon von dem Mord im Katzen-Palais gehört oder gelesen?“

Heiling richtete sich etwas auf, stützte die Arme auf die Seitenlehnen und schaute interessiert zu dem Detektiv empor.

„Eben erst, als ich im Auto zu Ihnen kam, habe ich den Bericht über das neueste Verbrechen in der Abendzeitung durchgelesen,“ meinte er eifrig. „Ich fand auch Ihren Namen erwähnt. Sie müssen mir nachher Näheres erzählen, bester Schaper. Denn—ganz unter uns gesagt, daß Sie zufällig—ausgerechnet Sie!—als erster an Ort und Stelle waren, gibt mir zu denken. Doch davon später. Zuerst will ich meine eigenen Wünsche abladen.—Hier, wofür halten Sie dies?“

Damit reichte er dem Detektiv die Abschrift jenes Blattes aus der Aktentasche des angeblichen Ingenieurs, die er am Abend vorher angefertigt hatte.

Schaper warf nur einen kurzen Blick auf die Schrift.

„Das haben Sie ja selbst geschrieben, Herr Rechtsanwalt!“ meinte er etwas erstaunt, fügte aber sofort hinzu: „Ah, ich verstehe. Es handelt sich hier um die

von Ihnen hergestellte Kopie einer Mitteilung in Geheimschrift. Das zeigen ja schon die ersten Worte.“

Er überflog das Blatt und legte es dann neben sich auf den Schreibtisch.

„Wird seine Schwierigkeiten haben, die offenbar nach einem bestimmten System umgestellten Worte richtig zu gruppieren,“ meinte er. „Aber lassen Sie mir den Zettel nur da. Zu lösen ist ja schließlich jede Geheimschrift.“

Heiling lächelte. „Ganze zwei Stunden habe ich gestern über der Enträtselung zugebracht bis ich wütend wurde und die Sache für Sie aufsparte,“ gestand er ehrlich ein.

„Zu solchen Dingen gehört Übung,“ sagte Schaper einfach.—„Wie kamen Sie zu dem Original dieser geheimen Mitteilung?“ fragte er dann.

Der Rechtsanwalt erzählte nun sein Erlebnis mit dem parfümierten Gecken bis ins einzelne. Als er das Einbrecherwerkzeug, das er in dem Tucho eingewickelt gefunden hatte, erwähnte, piff der Detektiv durch die Zähne.

„Höchst interessant!“ warf er ein. „Außerdem mein Kompliment, Herr Rechtsanwalt! Das war sehr schlau von Ihnen, dieses Manöver mit den Morgenschuhen und der Hausjoppe, sehr schlau! Da konnte dieser Herr gar nicht auf die Idee kommen, daß Sie womöglich die Absicht hätten, ihm weiter nachzuspionieren. Denn ehe Sie sich Stiefel angezogen haben würden und Ihre Jacke gegen einen Rock vertauscht hätten, wäre er längst über alle Berge gewesen—was er sich selbst gesagt haben wird. Daher auch seine Ruhe, mit der er sich von Ihnen verabschiedete.—

„Freilich, daß Sie ihm einen anderen Nachfolger an die Fersen geheftet hatten, konnte er nicht ahnen, der Ärmste!“ fügte Schaper ironisch hinzu.

„Und was für einen Verfolger!“ meinte Heiling mit Genugtuung. „Dieser Werner Tomsen, der Sohn des Portiers meines Hauses, ist wirklich wert, daß er zum tüchtigen Detektiv erzogen wird. In dem Bengel steckt Schneid und jene Verschlagenheit, die jede Situation sofort auszunützen weiß. Geistesgegenwart ist in diesem Falle zu wenig gesagt.—

„Hören Sie nur weiter. Also gestern gegen elf Uhr abends—ich brütete gerade über der verflixten Geheimschrift—kam der junge Mensch zurück, freudestrahlend, begeistert und vollgepfropft mit wichtigen Neuigkeiten. Jedenfalls ging aus der Schilderung seiner Erlebnisse hervor, daß dieser famose Ingenieur sich doch nicht sicher genug fühlte, um jede Vorsicht außer acht zu lassen. ‚Herr Schmidt‘ hatte, um jede Spur hinter sich zu verwischen, zu den bekannten Tricks seine Zuflucht genommen, die man anwendet, wenn man einen Spion, den man hinter sich vermutet, loswerden will. Aber all diese Mätzchen halfen dem Herrn nichts—mein braver Werner blieb auf seiner Fährte wie ein guter Schweißhund. Schließlich, nachdem Schmidt eine Stunde kreuz und quer durch Berlin gefahren war, bald mit der Elektrischen, bald mit Auto und Taxameter, schien er anzunehmen, daß er nunmehr seinen Zweck erreicht habe und schlüpfte in ein Haus in der Bellevuestraße.

„Der Junge betrat kaum eine halbe Minute nach ihm das Gebäude und hörte ihn pfeifend die Vordertreppe hinaufsteigen. Gleich darauf wurde in der zweiten Etage, wie mein kleiner Schützling dem Gehör nach feststellte, ein Schlüssel ins Schloß gesteckt und dann fiel eine Tür knallend zu. Im Nu war Werner oben und schaute sich auf dem Podest der zweiten Etage um. Links war ein Schild befestigt: ‚Pensionat Stülpner‘, rechts wohnte ein Generalleutnant.

„Tomsen entschied sich für die linke Korridortür und versuchte durch das Schlüsselloch einen Blick in das Innere zu werfen. Er hatte Glück. Wenn er

auch das Gesicht des Betreffenden nicht sehen konnte, so bemerkte er doch, daß ein Herr eben seinen Paletot auszog und an einen Garderobenständer in dem hell erleuchteten Korridor hängte. Das genügte ihm. Nachdem er noch die an der Tür mit Reißstiften befestigten Visitenkarten gemustert hatte, verließ er das Haus und postierte sich draußen auf der anderen Straßenseite.

„Hier wartete er bis gegen zehn Uhr. Dann erschienen plötzlich in der Haustür zwei Herren, von denen der eine ‚Herr Schmidt‘ war, obwohl er sich jetzt äußerlich verändert hatte. Er trug einen langen, dunklen Ulster, weichen Filzhut und einen Kneifer mit Fassung anstatt des Monokels. Trotzdem erkannte ihn Werner Tomsen sofort.

„Der Begleiter des ‚Ingenieur‘ war ein Mensch, den mein zweibeiniger Spürhund verächtlich mit der Bezeichnung ‚n aufgeputzter Kriminalstudent‘ abtat. Die beiden fuhren dann mit einem Omnibus zum Stettiner Bahnhof und verschwanden schließlich in einer Kneipe in der Linienstraße, die äußerlich sehr wenig vertrauenerweckend aussehen soll und den schönen Namen ‚Zur fröhlicher Gruft‘ trägt. Damit war Werner Tomsens Mission beendet. Denn bis drei- viertel elf wurde keiner der beiden wieder sichtbar, und da zog der Junge es vor, nach Hause zurückzukehren und mir Bericht zu erstatten.—

„Nun, bester Schaper, was halten Sie von dieser Geschichte? Deshalb bin ich nämlich zu Ihnen gekommen. Ich wollte mal Ihre Ansicht hören.“

„Meine Ansicht?“ Der Detektiv zuckte die Achseln. „Da müßte ich erst einmal die Geheimschrift entziffert haben, ferner auch wissen, wer dieser Herr Ingenieur in Wirklichkeit ist. Das wäre das mindeste. Aber meine Vermutung—die will ich Ihnen mitteilen, Herr Rechtsanwalt—besser gesagt, schwarz auf weiß zeigen.“

Er nahm von dem neben dem Schreibtisch stehenden Aktenregal eine auseinandergefaltete Zeitung und hielt sie seinem Besucher hin, indem er mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle tippte.

„Da—lesen Sie das bitte.“

Heiling wußte nicht recht, was Schaper hiermit bezweckte, tat ihm aber den Gefallen.—Unter ‚Lokales‘ stand folgende Notiz:

Verhinderter Einbruch in das Bureau des Damenhilfsvereins. Heute morgen gegen zwei Uhr hörte die verwitwete Baronin Ottensen, die eins der Vorderzimmer ihrer Wohnung dem Damenhilfsverein als Bureau zur Verfügung gestellt hat, in diesem Raum ein verdächtiges Geräusch, als sie nochmals ihr Schlafzimmer verlassen hatte, um sich aus dem Büffet ihres Speisezimmers ein Schlafpulver zu holen. Sie schlug Lärm und schickte ihren Diener zur Polizeiwache. Inzwischen waren die Spitzbuben jedoch längst unter Zurücklassung ihrer allen modernen Anforderungen entsprechenden Einbrecherwerkzeuge geflohen. Offenbar ist der Diebstahl von Personen versucht worden, die im Hause und in der Wohnung der Baronin sehr gut Bescheid gewußt haben und Nachschlüssel zu den Türen besessen haben müssen. Die Einbrecher waren gerade dabei, den nicht allzu festen, eisernen Geldkasten des Vereins, in dem sich eine größere Summe, der Erlös des vorgestern abgehaltenen Basars, befand, aufzuknacken, als die Baronin sie durch ihre Hilferufe verscheuchte. Von den Tätern hat man bisher keine Spur.

Der Rechtsanwalt ließ das Blatt sinken und schaute den Detektiv fragend an.

„Sie vermuten also, daß einer dieser Einbrecher der ‚Ingenieur‘ gewesen ist?“ meinte er nachdenklich.

„Allerdings. Und morgen werden wir darüber Gewißheit haben,“ erwiderte Schaper gemächlich. „Wir brauchen ja nur zum Polizeipräsidium zu gehen und uns das beschlagnahmte Einbrecherwerkzeug anzusehen.—Vielleicht erkennen Sie darin einen Teil der ‚Modellstücke des neuen Flugzeugmotors‘ wieder,“ vollendete er ironisch.

Heiling nickte. „Gut—machen wir.—Nun habe ich aber noch etwas nachzuholen, was ich Ihnen vorhin zu sagen vergaß. Ich glaube nämlich, den Namen des parfümierten Herrn mit dem Monokel schon zu kennen. Werner Tomsen berichtete mir nämlich, daß von den drei Visitenkarten an der Tür des Pensionsats Stülpner, hinter der Herr ‚Schmidt‘ verschwunden war, zwei die Namen von zur Kriegsakademie abkommandierten Oberleutnants trugen, während die dritte einem Regierungsreferendar a.D. Hektor Brieux gehörte—ein Name, den der Junge sich deshalb leicht merken konnte, weil unser Milchhändler an der gegenüberliegenden Straßenecke genau ebenso heißt.“

Schaper war mit einem Mal merkwürdig lebendig geworden. Erst suchte er in der Brusttasche seines Jacketts herum, dann ging er zu dem Kleiderhaken in der Ecke und befühlte seinen dort hängenden Paletot.

„Hier steckt’s,“ meinte er dann und kehrte mit einem dicken Notizbuch in der Hand zu dem Rechtsanwalt zurück. Nach kurzem Blättern las er diesem dann folgendes mit erhobener Stimme vor:

„Verwandte des ermordeten Rentiers Marschall: eine Tochter, zwei Neffen. Einer von diesen: Hektor Brieux, 28 Jahre, aus dem Staatsdienste wegen Schulden ausgeschieden, Spieler, Verschwender, sehr leichtsinnig. Verhältnis zu seinem Onkel schlecht, da er häufig von dem Alten Geld verlangte. Wohnt in Berlin; angeblich jetzige Beschäftigung: Versicherungsagent.“

Schaper blinzelte sein Gegenüber aus halb zusammengekniffen Augen vielsagend an.

„Na, Doktor, was meinen Sie dazu?—Ganz nette Entdeckung, die wir da gemacht haben, nicht wahr?“

„Donnerwetter!“ entfuhr es Heiling. „Womöglich spielt mein Abenteuer in der Stadtbahn mit den verwechselten Aktentaschen jetzt sogar noch bei diesem neuesten Morde eine Rolle! Das wäre mehr als ein Zufall, das wäre schon beinahe höhere Fügung...!“

Schaper blieb ganz ruhig. „Vielleicht ist dies wirklich ein Zufall, wie er so oft schwierige Kriminalfälle enträtseln hilft,“ meinte er. „Jedenfalls werden wir in dieser Sache jetzt Hand in Hand vorgehen, Herr Doktor. Und deshalb will ich Sie nun auch in meine Erlebnisse des heutigen Tages einweihen. Seien Sie sicher, die sind noch weit merkwürdiger als die Ihrigen! Sie werden schön staunen! Unterbrechen Sie mich aber bitte bei meinem Vortrag nicht gar zu oft. Besser, wir tauschen nachher unsere Ansichten über die einzelnen Punkte aus.“

„Gern. Schießen Sie los, Schaper. Sie können sich denken, wie gespannt ich bin.“ Heiling lehnte sich bequem zurück, während der Detektiv jetzt zunächst von seinem Gespräch mit dem Unbekannten am Telephon erzählte und dann schilderte, wie er die Leiche des Rentiers in dem Zimmer der ersten Etage des Katzen-Palais aufgefunden hatte.

„Die gute Gelegenheit, die mich als ersten Sachverständigen für derartige Fälle, wenn man so sagen darf, an den Ort der Tat geführt hatte, ließ ich na-

türlich nicht unbenutzt vorübergehen,“ fuhr er fort. „Der alte Mann, der bewußtlos an der Tür lag und dem ich schnell ein Kissen unter den Kopf schob, würde schon von selbst wieder zu sich kommen, dachte ich mir. Sein Puls ging ganz kräftig, und da somit Gefahr nicht vorhanden war, sah ich mich recht gründlich in dem Mordzimmer, es war offenbar das Arbeitszimmer des Toten, um, und durchschnüffelte jeden Winkel, um irgend etwas zu finden, was auf den Täter hätte hinweisen können.

„Leider war mein Suchen erfolglos. Denn abgerissene Knöpfe, einzelne Haare, Tuchfetzen usw. spielen ja leider als wichtige Beweisstücke nur in Kriminalromanen eine Rolle, wo die Herren Verfasser es sich, gemächlich bei einer Zigarre am Schreibtisch sitzend, in Ruhe zurechtlegen, wie so ein Überdetektiv wie etwa Sherlock Holmes aus einem abgerissenen Knopf blitzschnell eine wunderbare Beweiskette gegen den Schuldigen zusammenschmiedet.

„In Wirklichkeit sieht die Sache, wie Sie ja selbst wissen, Herr Rechtsanwalt, ganz, ganz anders aus. Unter hundert Kapitalverbrechen gibt es vielleicht fünf, die durch ein am Tatort entdecktes, geringfügiges Beweisstück aufgeklärt werden. Trotzdem braut ja das Leben, was ich zu bemerken nicht unterlassen kann, weit geheimnisvollere Tatbestände von Morden und ähnlich schweren Vergehen zusammen, als die Phantasie eines Schriftstellers sie je zu erfinden vermag.

„Ich denke hier z. B. an den Kriminalfall, der mir selbst zu einer gewissen Berühmtheit verholfen hat—an diese doch geradezu genialen verbrecherischen Pläne des Mannes, bei dessen Entlarvung das Bild mit den Glasaugen eine so bedeutende Rolle spielte. Sie erinnern sich doch, nicht wahr?“

„Ob ich mich erinnere—natürlich! Der Prozeß bildete damals ja wochenlang das Tagesgespräch. Und durch ihn wurde ich ja erst auf Sie aufmerksam. Sie Perle aller Detektive!“ scherzte Heiling.

Schaper hatte diese Unterbrechung benutzt, sich eine frische Zigarre anzuzünden.

Jetzt nahm er seinen Bericht wieder auf.

„Ich bin etwas vom eigentlichen Thema abgekommen. Wie gesagt—ich fand auch nicht das Geringste, was ich für irgendwie beachtenswert hielt. Das einzige, was mir auffiel, war eine elektrische Taschenlaterne, die brennend auf einem Tischchen in der Nähe der Tür nach dem Nebenzimmer stand. Ich ließ sie an ihrem Platz. Die Waffe, mit der der Rentier getötet worden war und die neben der Leiche lag, war ein billiges Dolchmesser mit feststellbarer Klinge, richtige Dutzendware. Schließlich gab ich die weitere Suche auf und brachte nun zunächst den bewußtlosen Alten durch Anfeuchten der Schläfen und etwas Herzmassage ins Bewußtsein zurück.

„Vorher hatte ich die Tür des Mordzimmers geschlossen, um dem Manne den Anblick des blutbefleckten Körpers zu ersparen. Darauf geleitete ich den noch an allen Gliedern zitternden Hausmeister Truschinski, denn als dieser gab er sich mir nach seinem Erwachen zu erkennen, in seine Wohnung hinab, die in einem Seitenanbau liegt. Während die Frau des alten Truschinski, ein sauberes, freundliches Weiblein, zur nächsten Polizeiwache lief, holte ich aus ihrem Manne alles heraus, was er nur wußte. Erst kamen seine Antworten sehr zögernd und stockend, bald aber beruhigte er sich mehr und mehr und gab mir schließlich eine recht übersichtliche Schilderung von dem, was sich in dem stillen Katzen-Palais heute vormittag bis zur Auffindung des Toten ereignet

hatte und auch manch wertvolle Fingerzeige über diesen selbst, seinen Charakter, seine Eigentümlichkeiten und seine Verwandten.

„Ich will Ihnen kurz wiederholen, was ich auf diese Weise erfuhr.

„Gottfried Marschall war in seiner Jugend Gutsbesitzer. Von Haus aus sehr begütert, heiratete er mit sechsundzwanzig Jahren ein armes Mädchen, eine gewisse Antoinette Brioux, die aus einer französischen Emigrantenfamilie stammte. Die Ehe wurde nicht sehr glücklich. Marschall, von Jugend an ein Sonderling, konnte sich an seine temperamentvolle, etwas genußsüchtige Gattin nicht gewöhnen. Selbst die Geburt einer Tochter, der jetzt als Musiklehrerin in Halle lebenden Anni Marschall, vermochte die Gegensätze zwischen den Ehegatten nicht zu überbrücken.

„Vor nunmehr sieben Jahren zog Marschall mit seiner Gattin von Halle hier nach Charlottenburg, wo er sich das frühere Palais der Fürstin von Liegnitz für dreihunderttausend Mark gekauft hatte.

„Die Tochter blieb in Halle in einem Töchterpensionat. Begleitet wurde das Ehepaar von den Truschinskis, die sich schon jahrzehntelang in den Diensten des Rentiers befanden.

„Frau Marschall, die in letzter Zeit von ihrem Gatten völlig getrennt lebte und nicht einmal mehr mit ihm zusammen die Mahlzeiten einnahm, starb kurz nach der Übersiedlung in das einstige fürstliche Palais. Jahre vergingen dann wieder. Gottfried Marschall, von jeher sehr tierlieb, kümmerte sich nur noch um seine Katzen, die bei ihm goldene Tage hatten. Von seinem Kinde wollte er nichts wissen. Die Abneigung, die er seiner Gattin entgegengebracht hatte, übertrug er auch auf deren Tochter.

„Nur zweimal in all den Jahren ist Anni Marschall kurze Zeit zum Besuch bei ihrem Vater gewesen, zuletzt vor ungefähr acht Monaten, wo es dann zwischen den beiden zum endgültigen Bruche kam, ohne daß dem jetzt zweiundzwanzigjährigen Mädchen an diesem Zerwürfnis auch nur die geringste Schuld beizumessen ist, was der Hausmeister besonders betonte. Obwohl Anni Marschall die Auszahlung ihres Muttererbsanteils hätte verlangen können, verzichtete sie sowohl darauf als auch auf jede pekuniäre Unterstützung und erwirbt sich seitdem schlecht und recht ihr Brot als Musiklehrerin in Halle.

„Nun zu den beiden anderen näheren Verwandten, den einzigen, die der Tote noch hat. Da ist zunächst ein junger Schauspieler namens Boto Wendland, ein Sohn einer verstorbenen Schwester des Rentiers. Wendland soll ein äußerst strebsamer, ordentlicher Mensch sein. Trotzdem mochte ihn sein Onkel nicht leiden—angeblich, weil ihm der Beruf des Neffen nicht paßte, der es bisher stets nur zu Engagements an Provinzbühnen gebracht hat. Als Marschall sich dann mit seiner Tochter überwarf, soll Boto Wendland ihm einen sehr deutlichen Brief geschrieben haben, worin er seinem Onkel ganz ungeschminkt seine Meinung über dessen geradezu unverantwortliches Benehmen der Tochter gegenüber sagte. Dieses Schreiben trennte die beiden ebenfalls für immer.

„Nun blieb nur noch Hektor Brioux übrig, der Sohn einer Schwester der verstorbenen Frau Marschall. Mit diesem stand sich der hartherzige, schrullenhafte Mann noch am besten, obwohl er auch Brioux nie einen Pfennig Unterstützung zukommen ließ.

„Was dieser Herr Regierungsreferendar a.D. sonst für ein Mensch ist, habe ich Ihnen ja schon aus meinen Notizen vorgelesen, Herr Rechtsanwalt.“

Schaper machte eine kurze Pause und zündete sich seine ausgegangene Zigarre wieder an.

„So, mit den Familienverhältnissen sind Sie nun vertraut. Wir können also zu den Ereignissen des heutigen Vormittags übergehen.—

„Der alte Truschinski war gerade so gegen zwölf Uhr mittags in dem hinter dem Palais liegenden Park, der sich bis zur nächsten Parallelstraße erstreckt, mit Gartenarbeiten beschäftigt, als seine Frau, die in der Küche das Essen für die Hausbewohner zubereitete, ihn herbeirief, damit er einen Besucher, der eben an der Vordertür geläutet hatte, einlassen solle. Truschinski sah sich dann zu seinem Erstaunen dem Schauspieler Boto Wendland gegenüber, der dem Alten mitteilte, daß der Onkel ihn durch Hektor Brioux habe Nachricht geben lassen, daß er ihn dringend zu sehen wünsche. Wendland erzählte dem Hausmeister noch, der Onkel hätte ihn zu Punkt viertel eins zu sich bestellt, was Truschinski zu dem Glauben verleitete, Marschall wollte sich mit seinem Neffen wieder aussöhnen. Da der Hausmeister unter diesen Umständen eine Anmeldung für überflüssig hielt, begab er sich wieder in den Park an seine Arbeit zurück, während der Schauspieler die Treppe zum oberen Stockwerk emporstieg.

„Wenige Minuten später eilte Frau Truschinski, die noch schnell im Vestibül Staub wischen wollte, nach vorn und traf da in der Vorhalle mit Boto Wendland zusammen, der leichenblaß soeben aus der ersten Etage herabkam und schwankend wie ein Trunkener der Haustür zuschritt, ohne das alte Weiblein zunächst zu bemerken. Erst als die Frau ihn anrief, fuhr er entsetzt herum, murmelte ein paar unverständliche Worte und verließ das Haus. Frau Truschinski hatte nicht gleich Gelegenheit, ihrem Mann diese Begegnung mitzuteilen, so daß dieser gar nicht wußte, daß der junge Mann das Haus bereits verlassen hatte. Irgend einen Verdacht zu schöpfen, war die alte Frau ja auch weit entfernt.

„Erst mein Erscheinen im Katzen-Palais führte die Entdeckung des Toten herbei. Gegen einviertel zwei mittags hatte der Unbekannte mich telephonisch angerufen, und eine knappe halbe Stunde später stand ich der Leiche Marschalls gegenüber.

„Der Mord selbst, um dies vorwegzunehmen, dürfte gegen zwölf Uhr mittags nach Ansicht des Gerichtsarztes verübt worden sein. Soweit die Zeitangaben, die zum Tatbestand gehören.

„Gegen halb drei Uhr fand sich die Mordkommission der Charlottenburger Polizei ein und begann sofort ihre Tätigkeit. Über meine Anwesenheit waren die Herren offenbar nicht sehr entzückt. Inzwischen hatte ich Zeit genug gehabt, mir über mein ferneres Vorgehen klar werden zu können, und mich dann entschlossen, von dem seltsamen Telephongespräch vorläufig nichts zu verraten. Meinen Besuch bei Marschall erklärte ich auf dessen schriftliche Aufforderung hin gemacht zu haben, da der Rentier meine Dienste habe in Anspruch nehmen wollen, was man mir auch ohne weiteres glaubte. So schien es, als ob ein bloßer Zufall gerade mich zum Entdecker dieses schweren Verbrechens werden ließ. Und in Wahrheit liegt die Sache doch so ganz anders!—

„Die Polizei vernahm von dem Hausmeister auch nicht viel mehr, als ich bereits erfahren hatte. Interessant war mir nur folgendes, was der Alte noch bei der Vernehmung angab. Kurz vor zwölf Uhr war er an die Gartenpforte gegangen, die den schmalen Zugang zu dem langgestreckten Park des Katzen-Palais von der Parallelstraße der Schloßstraße, der Grenadiergasse, aus bildet. Diese stets verschlossene Gitterpforte, die in eine hohe Ziegelmauer eingefügt ist, hatte in letzter Zeit beim Öffnen in ihren Angeln sehr gekreischt, und Truschin-

ski wollte dem gerade mit etwas Öl abhelfen, als Hektor Brieux in der Grenadiergasse auftauchte und den Alten um Feuer für seine Zigarette bat. Dieser reichte ihm ein Streichholz, worauf Brieux sich wieder verabschiedete und in der Richtung zur Hauptstraße davonging. Truschinski hatte die kleine Arbeit bald erledigt und kehrte dann in den vorderen Teil des Parkes zurück. Ich erwähne dies deshalb besonders, Herr Doktor, um Ihnen klarzumachen, daß der frühere Regierungsreferendar als Täter in keiner Weise in Betracht kommen kann.

„Nun brauche ich nur noch mitzuteilen, daß der Mörder, der vorher den Rentier durch drei Stiche in die Brust, von denen einer das Herz traf, getötet hatte, aus Marschalls Schreibtisch sämtliche Wertgegenstände sowie bares Geld geraubt hat, und Sie wissen von diesem Verbrechen genau so viel wie ich.“

Heiling blickte erst eine Weile sinnend vor sich hin. Dann meinte er zögernd:

„Nach alledem, was ich eben von Ihnen erfahren habe, kommt doch lediglich der Schauspieler als Täter in Frage.—Oder sind Sie anderer Ansicht?“

Schaper hatte die Hände tief in die Taschen seines Beinkleides vergraben. Vornübergebeugt saß er da und beschaute interessiert die Lackspitzen seiner Schnürschuhe.

„Für meinen Geschmack,“ sagte er dann langsam, „ist der Tatbestand zu klar. Wenn Wendland wirklich der Täter ist, so hat er wie ein Verrückter gehandelt. Einen Raubmord unter solchen Umständen begehen, heißt sich freiwillig dem Beil des Henkers ausliefern.“

„Sehr richtig. Aber betrachten wir die Sache einmal von einer anderen Seite. Ist es nicht auch möglich, nein, sogar sehr wahrscheinlich, daß Marschall mit seinem Neffen in Streit geraten ist, Wendland seinen Onkel dann in der Wut niederstieß und erst hiernach, um sich die Mittel zur Flucht zu verschaffen, den Schreibtisch ausräumte?“

Schaper nickte eifrig.

„Genau dasselbe habe ich auch erst in Erwägung gezogen. Aber leider widerspricht dieser Annahme die mit größter Sicherheit abgegebene Aussage der Frau Truschinski. Danach hat sich Wendland oben bei seinem Onkel kaum fünf Minuten aufgehalten, eine Zeitspanne, die gerade nur zur Verübung der Mordtat und zum Erbrechen des Schreibtisches ausreicht, nicht aber noch zu einem Wortstreit, der erst nach einer Weile in Tötlichkeiten ausartet.“

Heiling gab sich geschlagen. „Ich muß Ihnen recht geben. Dann handelt es sich also wirklich um einen glatten Raubmord. Die Polizei vertritt ja auch diese Ansicht, wie in dem Zeitungsbericht ausgeführt ist, und hat vorläufig fünfhundert Mark Belohnung für die Ergreifung des Schauspielers ausgesetzt.“

Der Detektiv erwiderte nichts. Er schien mit seinen Gedanken weit fort zu sein. Sein sympathisches, frisches Gesicht drückte mit den halbgeschlossenen Augen und der gekrausten Stirn schärfstes Nachdenken aus.

So verging eine ganze Weile. Inzwischen hatte der Rechtsanwalt nochmals die einzelnen Punkte dieses Kapitalverbrechens nach allen Seiten überlegen können. Und der Erfolg dieser Nachprüfung war eine Frage, die Heiling jetzt an den Detektiv richtete.

„Sagen Sie, bester Schaper—was halten Sie eigentlich von dem Manne am Telephon? Wer mag's gewesen sein, der Sie mit den Nachforschungen in diesem Kriminalfall betraute und doch seinen Namen nicht nannte? Und—haben Sie die versprochenen fünfhundert Mark bereits erhalten?“

Der Detektiv schaute auf. „Endlich—endlich!“ sagte er mit einem komischen Seufzer der Erleichterung. „Ich habe ja auf diese Frage schon längst gewartet. Denn, Herr Rechtsanwalt, der Mann am Telephon—das ist fraglos die interessanteste Erscheinung in diesem Drama! Dieser Mann, der bereits eine Stunde vor der Auffindung der Leiche des Rentiers mir das Geschehen mitteilte, gibt der Sache bedeutend anderes Aussehen. Er bringt das rätselhafte Moment in diesen Kriminalfall, der von der Polizei bereits als erledigt angesehen wird—bis auf die Ergreifung des Schauspielers. Nach den bisherigen Ermittlungen kann dieser geheimnisvolle Klient, der mir die fünfhundert Mark tatsächlich unter dem Namen Schulz als Absender bereits durch die Post zugestellt hat, nur ... der Mörder selbst sein—wenn wir uns eben der Ansicht der Kriminalpolizei anschließen und Wendland für den Täter halten wollen.“

„Stimmt!“ bestätigte Heiling ernst. „Zu einem anderen Resultat kann man gar nicht kommen. Dann entsteht aber wieder die Frage: Aus welchem Grunde in aller Welt nimmt der Mörder Ihre Hilfe in Anspruch, um—es ist beinahe lächerlich, das auszusprechen!—um nach sich selbst forschen zu lassen?—Unglaublich, unbegreiflich, mehr als rätselhaft, hol's der Henker!“ fügte er ratlos hinzu.

Schaper hatte jetzt, wie getrieben von innerer Erregung, seinen Platz am Schreibtisch verlassen und durchquerte mit hastigen Schritten das Zimmer. Schließlich blieb er vor dem Rechtsanwalt stehen und sagte beinahe feierlich:

„Merken Sie sich, Doktor, was ich Ihnen in diesem Augenblick prophezeie: Dieser Mord im Katzen-Palais wird uns noch ein böses Nüßchen zu knacken geben, ein sehr böses! Hinter dieser scheinbar so sonnenklaren Untat steckt mehr, als wir heute nur ahnen können!—Bedenken Sie: Erwiesenermaßen ist am heutigen Vormittag nur ein Mensch in das stets gut verschlossene Marschallsche Haus eingelassen worden, der Schauspieler Wendland. Von außen vermag niemand am hellen Tage gewaltsam in das Gebäude einzudringen, da die Kellerfenster der Vorderfront vergittert sind und an den Fenstern des Erdgeschosses, das schon mehr ein Hochparterre darstellt, auch nicht die geringsten Spuren gefunden wurden, daß auf diesem Wege jemand in das Innere gelangt sei. Im Park, der kaum vierzehn Meter breit ist, war der Hausmeister beschäftigt, an dem auch kein Fremder ungesehen vorüber konnte. Mit einem Wort: Der Verdacht, der Mörder des Rentiers zu sein, konzentriert sich auf Boto Wendland. Und dieser selbe Wendland kann es mithin auch nur gewesen sein, der mich, gleich nachdem er in auffällig verstörtem Zustande das Katzen-Palais verlassen hatte, antelephonierte und mich beauftragte, die Ermittlungen nach dem Mörder ungesäumt aufzunehmen.—

Wie reimt sich das alles zusammen, wie...? Ich finde mich da nicht zurecht, sehe auch nicht einmal den leisesten Anhaltspunkt für eine befriedigende Lösung all dieser Rätsel—nirgends, nirgends!“

„Na, das sollte die Polizei ahnen!“ meinte Heiling, indem er eine Grimasse schnitt. „Die Herren denken, sie brauchen die Falle über Boto Wendland nur zuzuschlagen und dann ist ihre Pflicht getan! Hat sich was! So einfach liegt der Fall doch nicht, darin gebe ich Ihnen vollkommen recht, lieber Schaper.“ Er zog seine Uhr und ließ den Deckel springen. „Höchste Zeit, daß ich heimkomme. Mein Magen meldet sich.—Wann gehen wir dann morgen aufs Polizeipräsidium, um uns die Diebeswerkzeuge anzusehen?“

Heiling hatte sich erhoben und reckte sich.

„Ganz wie es Ihnen paßt,“ erwiderte der Detektiv.

„Gut. Treffen wir uns also morgen um elf Uhr vormittags bei mir im Bureau, wenn's Ihnen recht ist.“

„Abgemacht.—Auf Wiedersehen, Herr Rechtsanwalt.“

Unter der Tür wandte sich Heiling nochmals um.

„Und vergessen Sie nicht die Geheimschrift!“ rief er Schaper zu. „Bin neugierig, was der Zettel enthält.“

„Wird besorgt.—Adieu, Herr Rechtsanwalt.“

## Kapitel 4

Am folgenden Vormittag begaben sich Heiling und Schaper zum Berliner Polizeipräsidium am Alexanderplatz und ließen sich von dem zuständigen Kommissar unter einem Vorwand das beschlagnahmte Einbrecherwerkzeug zeigen. Da der Detektiv den Beamten gut bekannt war, legte man ihnen keinerlei Schwierigkeiten in den Weg, obwohl die Polizei sonst recht vorsichtig mit derartigen Beweisstücken umgeht, die ein geschickter Schlosser nach kurzer Besichtigung zu leicht nachbauen könnte.

Als die beiden dann wieder den Riesenbau verließen, fragte Schaper gespannt:

„Nun, wie steht's? Sind's dieselben Sachen, die in der Aktentasche des Herrn Ingenieurs' lagen?“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Heiling bestimmt.

„Hm—dann dürfte es doch lohnend sein, diesem Herrn Regierungsreferendar etwas schärfer auf die Finger zu sehen,“ meinte der Detektiv, offenbar von dem Erfolg ihres Besuches auf dem Präsidium hochbefriedigt. „Vielleicht entpuppt er sich als Gentleman-Einbrecher und führt uns auf die Spur einer Diebesbande, die in der Linien Straße in dem anröchigen Restaurant ‚Zur fröhlichen Gruft‘ ihre Zusammenkünfte abhält.“—

Gemeinsam fuhren sie dann bis zum Moabiter Kriminalgericht und trennten sich dort. Der Rechtsanwalt hatte in einer Beleidigungsklage vor dem Schöffengericht zu tun, und Schaper begab sich weiter zur Kantstraße in Charlottenburg, wo Anni Marschall, wie er auf dem Polizeipräsidium erfahren hatte, bei ihrer Freundin, Frau v. Gerster, abgestiegen war, nachdem man ihr den Tod ihres Vaters telegraphisch mitgeteilt hatte.

Frau v. Gerster, eine schlanke Blondine mit einem hübschen, sanften Gesicht, öffnete Schaper selbst die Flurtür. Dieser nannte seinen Namen und Beruf und fragte höflich, ob er Fräulein Marschall in einer dringenden Angelegenheit sprechen könnte, worauf er zum Nähertreten aufgefordert wurde. Die junge Witwe, in der niemand bei ihrem mädchenhaften Äußeren eine bereits verheiratet gewesene Frau vermutet hätte, führte den Detektiv in den kleinen, einfenstrigen Salon ihrer Wohnung und bat ihn, einen Moment warten zu wollen. Sie würde ihre Freundin verständigen.

Schaper setzte sich in einen der zierlichen Plüschessel und schaute sich nach alter Gewohnheit gründlich in dem Zimmer um. Einrichtung sehr bescheiden, aber peinlich sauber, konstatierte er. Auf dem kleinen Damenschreibtisch in der Ecke am Fenster stand eine ganze Menge von Photographien. Auffallenderweise befanden sich darunter nur zwei Bilder von Männern in Uniform—für die Witwe eines aktiven Offiziers etwas wenig, dachte der Detektiv.

Dann fiel ihm ein, was Heiling ihm soeben während der Fahrt nach Moabit über Frau v. Gerster mitgeteilt hatte—daß die Ehe offenbar keine glückliche gewesen sei, weil die Dame es stets vermied, von ihrem bei einer Schnitzeljagd verunglückten Gatten zu sprechen, und daß fraglos hieran der allzu starke Altersunterschied die Schuld trage, der zwischen den Eheleuten bestanden habe.

Weitere Betrachtungen über dieses Thema wurden dem Detektiv durch den Eintritt Anni Marschalls unmöglich gemacht.

„Gnädiges Fräulein,“ begann Schaper, nachdem sie Platz genommen hatte, „mich führt ein recht seltsamer Beweggrund zu Ihnen. Bevor ich darüber jedoch Aufschluß geben kann, möchte ich Sie bitten, das was ich zu Ihrer Kenntnis bringen muß, als strengstes Geheimnis ansehen zu wollen. Nur wenn Sie mir gegenüber ein diesbezügliches Versprechen abgeben, darf ich unsere Unterredung fortsetzen.“

Der Detektiv hatte eigentlich erwartet, daß Anni Marschall über diese immerhin doch etwas merkwürdige Einleitung des Gesprächs irgendwie ihrem Erstaunen Ausdruck geben würde. Doch darin hatte er sich gründlich getäuscht.

Die junge Dame, eine wirkliche Schönheit von eigenartigem Reiz, mit einer schlanken und trotzdem vollen Figur, richtete ihre dunklen Augen ruhig auf den Besucher und sagte mit wohlklingender, ziemlich energischer Stimme:

„Ihr Name, Herr Schaper, ist mir als der des besten Privatdetektivs der Reichshauptstadt schon seit einiger Zeit bekannt. Er bürgt mir dafür, daß ich Ihnen volles Vertrauen entgegenbringen darf, ebenso wie Sie sich bei mir darauf verlassen können, daß ich zu schweigen verstehe, wo dies nötig ist.“

Schaper verbeugte sich leicht. „Gut, dann wären wir nun also in dem Punkte einig.“ Und nach kurzer Pause fügte er mit Nachdruck hinzu:

„Ich komme wegen des an Ihrem Herrn Vater begangenen Verbrechens zu Ihnen, gnädiges Fräulein.“

„Das ahnte ich,“ entgegnete sie kühl. „Ich las in der Zeitung, daß Sie es waren, der eigentlich als erster am Tatort erschien.“

Schaper stutzte. Diese letzte Wendung wurde in besonderem Tone vorgebracht, nicht ganz so sicher, wie der erste Satz, gerade als ob Anni Marschall sich jedes ihrer Worte genau überlegte. Trotzdem ließ er sich nichts merken und sagte bescheiden klingend:

„Allerdings, durch meinen Besuch bei Ihrem Herrn Vater wurde das Verbrechen ja erst entdeckt.“

Dann wartete er. Vielleicht gab Anni Marschall, wenn sie von selbst zu sprechen begann, sich leichter eine Blöße. Ein unbestimmter Verdacht war nämlich urplötzlich in dem Detektiv aufgestiegen, über dessen Berechtigung er sich möglichst schnell Gewißheit verschaffen wollte.

Doch die junge Dame schien aus ihrer Reserve nicht herausgehen zu wollen. Schließlich mußte Schaper wohl oder übel wieder das Wort an sie richten. Und kurz entschlossen erzählte er ihr jetzt von dem Unbekannten, der ihn mit den Ermittlungen in der Mordsache betraut hatte. Als er ihr alles berichtet hatte, was er für seine Zwecke für nötig hielt, erlebte er es abermals, daß sie auch über dieses geheimnisvolle Telefongespräch keine Silbe verlor. Dafür schien etwas anderes ihr Hauptinteresse in Anspruch zu nehmen.

Sehr lebhaften Tones fragte sie, indem sie sich weit vorbeugte und den Detektiv seltsam durchdringend anblickte:

„Aus verschiedenen Wendungen Ihrer Schilderung glaube ich entnehmen zu können, daß Sie von Botos Schuld“—sie verbesserte sich schnell—„von meines

Vetters Schuld nicht ganz überzeugt sind, obgleich doch so erdrückende Indizienbeweise gegen ihn sprechen. Sind meine Mutmaßungen richtig?“

Schaper war es nicht entgangen, daß Anni Marschall, als sie ihren Satz korrigierte, eine verräterische Röte in das feine, rassige Gesichtchen gestiegen war. Dieses ‚Boto‘ hatte ihr zu vertraulich geklungen, und daher wurde dafür schnell das harmlosere ‚mein Vetter‘ eingeschoben ... Mithin war ihr doch ohne Zweifel die Anrede ‚Boto‘ die geläufigere, und...

Hier mußte Schaper seine Gedanken schleunigst wieder auf etwas anderes konzentrieren. Denn die junge Dame hatte soeben höchst ungeduldig ausgerufen:

„Bitte, Herr Schaper, so antworten Sie mir doch!“

Der Detektiv setzte alles auf eine Karte.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er leise und eindringlich, „in welchem Verhältnis stehen Sie zu Boto Wendland? Nur wie Vetter und Cousine?“

Unter Schapers forschendem Blick schoß Anni Marschall das Blut in heißer Welle in die zarten Wangen.

„Wie ... wie kommen Sie zu dieser Frage?“ stotterte sie fassungslos und versuchte umsonst, ihrem Gesicht einen abweisenden Ausdruck zu geben.

„Wenn Sie nicht ganz offen und ehrlich mir gegenüber sind, werde ich das Rätsel dieses Verbrechens—ich vermute nämlich tatsächlich hinter diesem scheinbar so klaren Tatbestande ein Rätsel—vielleicht nie lösen können, und Boto wird ebensowenig den furchtbaren Verdacht, unter dem er steht, je zu zerstreuen vermögen—nur weil man Fritz Schaper nicht ganz vertraut—nur deswegen!“

Beinahe väterlich überredend klang der letzte Satz. Und diese Taktik war die richtige gewesen, denn Anni Marschall reichte ihm mit bittendem Augenaufschlag die Hand hin und sagte leise:

„Verargen Sie es mir nicht, daß ich versucht habe, Ihnen gegenüber so etwas Komödie zu spielen.—Ja, ich bin mit Boto seit zwei Jahren heimlich verlobt. Und, Herr Schaper, fragen Sie jetzt, was Ihnen wissenswert dünkt. Soweit ich darf, werde ich ehrlich und ohne Ausflüchte antworten.“

Der Händedruck, den die beiden austauschten, machte aus ihnen erst wirkliche Bundesgenossen.

Dann sagte der Detektiv, indem er das junge Mädchen freundlich anlächelte:

„Daß Sie von der Unschuld Wendlands fest überzeugt sind, ist wohl selbstverständlich. Aber Sie werden wiederum auch zugeben müssen, daß seine Sache vorläufig schlecht steht, sogar sehr schlecht. Die Umstände, unter denen diese Untat verübt worden ist, lassen eigentlich nur einen Schluß zu: Den, daß Boto Wendland hier zum Mörder geworden ist. Ich betone: Eigentlich! Und das ist eine sehr wesentliche Einschränkung. Uns, uns beiden liegt es nun ob, die nötigen Beweise zusammenzutragen, um diese Einschränkung auch öffentlich begründen zu können. Beginnen wir unsere gemeinsame Arbeit sofort!—Wann haben Sie Ihren Verlobten zum letzten Mal gesehen?“

„Vor drei Wochen trafen wir uns in Halle,“ erwiderte Anni Marschall prompt.

„Hat Wendland Ihnen, seit Sie hier in Berlin sind, irgendeine Nachricht zukommen lassen?“

Sie zögerte etwas. Aber der bittende, so aufrichtig ergebene Blick des Detektivs besiegte ihre letzten Bedenken.

„Ja, Herr Schaper.“

Dieser nickte ihr aufmunternd zu. „Es freut mich, daß Sie Ihr Versprechen halten. Hätten Sie mit ‚nein‘ geantwortet, so wäre das Einvernehmen zwischen uns stark gestört gewesen. Denn, gnädiges Fräulein, nie und nimmer würden Sie hier als Braut des Mannes, auf dessen Ergreifung bereits eine Geldbelohnung ausgesetzt ist und der zur Zeit von der gesamten Berliner Polizeimacht gesucht wird, mit so ruhiger Fassung und solchem Vertrauen in eine glückliche Klärung dieses Kriminalfalles mir gegenüber sitzen, wenn Sie eben nicht zweierlei bestimmt wüßten: Erstens, daß Wendland unschuldig, und zweites, daß er in Sicherheit ist.—Habe ich recht?“

Sie senkte nur den Kopf. Aber Fritz Schaper faßte auch das sehr richtig als Zustimmung auf.

„Auf welche Weise und wann erhielten Sie diese Nachricht?“ forschte er weiter.

„Es tut mir wirklich leid, aber hierüber darf ich Ihnen keinen Aufschluß geben. Boto hat mir das ausdrücklich verboten,“ entgegnete sie mit überzeugender Aufrichtigkeit.

„Weshalb verboten?“ meinte Schaper gelassen.

„Weil er auf keinen Fall der Polizei in die Hände geraten will. Er ist eine geradezu überempfindliche Natur, und ein paar Nächte in der Zelle des Untersuchungsgefängnisses würden ihn, wie er mir schreibt, dem Wahnsinn nahebringen.“

„Nun, damit ich nicht weiter unnötige Fragen stelle,“ erklärte der Detektiv darauf, ohne jedoch im mindesten verletzt zu sein, „erzählen Sie mir der Einfachheit halber, was Sie mir über Ihren Verlobten, soweit es mit dem Morde zusammenhängt, berichten dürfen.“

Anni Marschall schien mit diesem Ausweg, der es ihr ersparte, Schaper eine Antwort schuldig zu bleiben, recht einverstanden zu sein.

„Ich fürchte, Sie werden mit dem, was ich Ihnen mitteilen kann, wenig zufrieden sein,“ begann sie lebhaft. „Boto hat nicht die geringste Ahnung, wer der Täter ist. Als er gestern mittag vor der Tür des Arbeitszimmers meines Vaters stand und ihn nach mehrmaligem Klopfen niemand zum Eintreten aufforderte, öffnete er leise die Tür und warf einen Blick in das von der Vormittagssonne hell beschienene Gemach. Was er dort sah, ließ ihn entsetzt zurückprallen. Halb ohnmächtig lehnte er eine ganze Weile an der Türfüllung. Wie lange er dort, gegen diesen Anfall von Schwäche ankämpfend, stand, weiß er nicht. Endlich wankte er der Treppe wieder zu und wollte Lärm schlagen. Plötzlich durchzuckte ihn da ein Gedanke, der in seiner Lage nur zu berechtigt war. Wie, wenn man ihn nun beschuldigte, dieses Verbrechen begangen zu haben, ihn, der mit dem Toten verfeindet war? Hatte ihm doch der Hausmeister, der ihm die Haustür öffnete, gesagt, daß er der erste Besucher an diesem Tage sei—der erste Besucher! Also war niemand vor ihm bei meinem Vater gewesen! Mußte da nicht notwendig der Verdacht auf ihn fallen? Schon sah Boto sich verhaftet, schon sah er die ganze Pein einer langen Untersuchungshaft vor sich ... Konnte er wissen, ob die Wahrheit je an den Tag kommen würde? Durfte er sich der Gefahr aussetzen, womöglich das Opfer eines Justizirrtums zu werden?—Gegenüber all diesen Bedenken tat er schließlich das, was ich nur voll und ganz billigen kann—er floh!—Ist das Rätsel dieses Verbrechens erst gelöst, so wird er wieder auftauchen, früher nicht.“

Die junge Frau schwieg.

„Und mehr hätten Sie mir nicht zu sagen?“ meinte Schaper nachdenklich.

Sie schüttelte den Kopf. „Würde ich Ihnen auch den Rest des Inhalts der mir zugegangenen Nachricht mitteilen, brächte ich Sie vielleicht in Ungelegenheiten. Sie könnten möglicherweise von der Polizei als Zeuge vernommen werden und dürften dann nicht lügen. Besser, ich behalte das andere für mich, wie ja auch Boto es wünscht.—

Außerdem, Herr Schaper—es handelt sich nur noch um Dinge, die die Entdeckung des Mörders, des wahren Mörders niemals herbeiführen könnten,“ setzte sie noch hinzu.

„Ich bin ja auch sehr zufrieden mit dem, gnädiges Fräulein, was ich gehört habe—wirklich!“ erklärte der Detektiv ehrlich. „Für mich ist die Hauptsache, daß ich nun eines jedenfalls sicher weiß: Wer der Mörder nicht ist!—Das ist schon sehr viel wert und erspart mir viel unnötige Arbeit.“

„Also sind auch Sie jetzt von meines Bräutigams Unschuld überzeugt?“ fragte Anni Marschall freudig.

„Ja,“ entgegnete Schaper einfach. „So recht geglaubt habe ich es ja nie, daß er der Täter sein könnte.“

„Und was hat Sie zu dieser Überzeugung gebracht?“

„Der Inhalt seiner Benachrichtigung.—Seine Befürchtungen, die ihn dazu bestimmten, sich verborgen zu halten, erscheinen mir vollkommen glaubwürdig.—

„Schließlich – wäre Boto Wendland schuldig, so hätte er nie und nimmer gewagt, Ihnen nach Begehung der Tat noch irgendeine Nachricht zukommen zu lassen.“

„Wie zutreffend ihre Schlußfolgerungen sind,“ meinte Anni Marschall bewundernd.

„Mein Geschäft,“ winkte Schaper bescheiden ab. Um sofort den Faden wieder aufzunehmen: „Doch nun zum nächsten Punkt.—Was halten Sie von Hektor Brioux?“

„Wir sind uns herzlich gleichgültig. Im übrigen ist er etwas leicht veranlagt.—Weshalb fragen Sie aber nach ihm? Hegen Sie irgendeinen Verdacht gegen ihn?“ Sie schaute ihren Gegenüber in ängstlicher Spannung an.

Schaper machte eine beruhigende Geste mit der Hand.

„Für diesen Kriminalfall scheidet er aus,“ meinte er ernst. „Für diesen!! Dafür ist er aber in eine andere Angelegenheit verwickelt, die auch nicht ganz reinlich ist.“ Und er erzählte mit allen Einzelheiten das Erlebnis des Rechtsanwalts Heiling und die Beobachtungen, die Werner Tompson noch an demselben Abend gemacht hatte.

Anni Marschall war ganz entsetzt. „Unmöglich, unmöglich!“ stammelte sie. „Der Mann, der den Familiennamen meiner Mutter trägt, ein Einbrecher? Das kann nicht sein...“

„Warten wir ab. Sichere Beweise besitze ich ja noch nicht,“ suchte Schaper die Bestürzte zu beruhigen. Und absichtlich lenkte er schnell auf ein anderes Thema über.

„Gnädiges Fräulein, was ich noch fragen wollte, hat Ihr Herr Vater ein Testament hinterlassen?“

„Ja, aber ein ungültiges. Ich war heute morgen bei dem langjährigen Rechtsbeistand meines Vaters, dem Justizrat Schellhorn und bat ihn, mich zum Hause in der Schloßstraße zu begleiten. Dort fanden wir im Schreibtisch eine letztwillige Verfügung, in der Papa mich auf den Pflichtteil gesetzt und den Rest seines Besitzes Hektor Brioux vermacht hat. Dieses Testament entspricht jedoch

nach Ansicht des Justizrats, deren Richtigkeit kaum zu bezweifeln ist, nicht den gesetzlichen Anforderungen an ein eigenhändig geschriebenes Testament, da mein Vater in der Urkunde zwar sich als den Testierenden genannt, die Verfügung aber nicht unterzeichnet hat.“

„So, so. Also Hektor Brieux als Haupterbe! Der scheint ja dann das Erbschleichen recht gut verstanden zu haben,“ meinte Schaper ironisch. „Nur gut, daß das nun nichts helfen wird,“ beendete er etwas schadenfroh seine bissige Bemerkung.

Es entstand eine kleine Pause. Anni Marschall strich unruhig mit ihrer zarten Hand über die Falten des schwarzen Kleides hin. Sie schien noch irgend etwas auf dem Herzen zu haben. Und dann sagte sie mit leichter Verlegenheit:

„Herr Schaper, damit Sie mich nicht falsch beurteilen und für herzlos halten, möchte ich Ihnen erklären, in welchem Verhältnis ich zu meinem Vater stand. Heucheln ist mir zuwider. Ich vermag daher auch nicht nach diesem furchtbaren Ereignis ein Benehmen an den Tag zu legen, wie es sich vielleicht für mich als die Tochter des Ermordeten ziemen würde. Mein Vater ist mir längst, längst fremd geworden ... Und wenn ich daran denke, wie er meine arme, gütige Mutter...“

Tränen, die ersten, die sie in dieser Stunde vergoß, erstickten ihre Stimme.

Schaper wartete zartfühlend, bis sie sich wieder beruhigt hatte. Dann sagte er weich:

„Lassen Sie diese Erinnerungen ruhen, gnädiges Fräulein. Ich weiß ziemlich gut Bescheid mit Ihrer Familiengeschichte, kenne all das Trübe, das Sie durchgemacht haben. Die Zukunft wird Sie für diese schmerzlichen Zeiten an der Seite eines geliebten Mannes, dessen ehrlichen Namen rein und fleckenlos zu erhalten, jetzt unsere größte Sorge sein muß, entschädigen. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Ich bin der Ansicht, daß dieser Mord nur im Innern des Hauses aufzuklären ist. Von außen kann der Mörder nicht eingedrungen sein. Das steht fest. Also suchen wir im Palais selbst. Und zu diesem Zweck möchte ich mich dort für einige Zeit einquartieren. Zum Beispiel unter der Maske eines Architekten, der den Baustil des altertümlichen Hauses studieren will. Die Familie Truschinski dürfte in dieser Hinsicht sehr leicht zu täuschen sein. Wenn Sie mir hierzu die Erlaubnis geben, kann kein Mensch etwas dagegen haben.“

Anni Marschall war sofort einverstanden. Und bald darauf verabschiedete sich Schaper, nachdem er mit ihr alles genau vereinbart hatte.

Wieder drückten sie sich zum Abschied kameradschaftlich die Hände. An der Flurtür aber flüsterte der Detektiv seiner Verbündeten noch leise zu:

„Falls Sie sich mit Boto Wendland irgendwo treffen wollen—seien Sie vorsichtig! Wenn die Polizei weiß, daß Sie mit ihm heimlich verlobt sind, werden Sie sicher beobachtet werden. Und—gegebenen Falles grüßen Sie ihn vielleicht von mir als den ... ‚Mann am Telephon‘.“

Dann eilte er die Treppe hinunter.

## Kapitel 5

Zwei Tage waren seit den letzten Ereignissen verflossen. Fritz Schaper, der seit gestern in einer ihn völlig unkenntlich machenden Verkleidung unter dem

Namen eines Architekten Müller aus Hamburg im Katzen-Palais weilte, wo er gerade die von dem Ermordeten benutzten Räume in der ersten Etage bewohnte, kam soeben von dem Begräbnis Gottfried Marschalls zurück und stieg langsam die Treppe zu seinem neuen Heim empor.

In dem Arbeitszimmer des Toten war alles so belassen worden wie vordem. Nur den blutbefleckten Perserteppich hatte man gegen einen anderen vertauscht. Der Detektiv entledigte sich seines Paletots und entnahm dann seinem auf einem Stuhl stehenden Koffer einen Handspiegel, um zu prüfen, ob sein falscher blonder Bart und die Perücke immer noch tadellos saßen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, begab er sich in den Park hinter, wo sich bald der redselige Truschinski zu ihm gesellte, der noch seinen ehrwürdigen schwarzen Rock trug, in dem er seinem Herrn das letzte Geleit gegeben hatte.

„Wunderbares Frühlingswetter heute,“ begann ‚Herr Müller‘ die Unterhaltung.

Der Alte nickte traurig. „Viel zu schön, um einen Menschen zu Grabe zu tragen,“ meinte er, sein rotgeblühtes Taschentuch an die Augen führend.

„Sterben müssen wir alle einmal,“ sagte Schaper salbungsvoll. „Und hat man erst die Augen für immer geschlossen, so dürfte es einem gleichgültig sein, ob die Sonne scheint oder der liebe Gott es regnen läßt.“ Dann holte er seine Zigarrentasche hervor und bot sie auch dem Hausmeister an. Er wollte den Mann zutraulich machen.

Truschinski langte mit vielen Bücklingen zu.

Als dann die Zigarren brannten, fragte Schaper so ganz nebenbei:

„Sagen Sie, Herr Hausmeister, da oben im Arbeitszimmer steht eine elektrische Taschenlampe. Gehört die Ihnen?“

„Nein, Herr Müller. Auch Herrn Marschalls Eigentum ist das nicht. Die muß einer von den Polizeibeamten hier vergessen haben.“

Schaper lachte. „So nachlässig sind die nicht, glauben Sie mir. Die Lampe wird doch wohl zu Herrn Marschalls Sachen gehört haben.“

Truschinski blieb aber hartnäckig dabei, daß dies ausgeschlossen wäre, und der Detektiv widersprach ihm nicht weiter.

Schweigend wanderten sie eine Weile auf dem breiten Hauptwege des Parkes nebeneinander her.

„Ja, Herr Müller, wie traurig das so für einen ist, wenn man erlebt, wie ein so guter Mensch wie dieser Herr Wendland sich so vergessen kann, das ahnen Sie gar nicht. Wir, meine Frau und ich, haben stets große Stücke auf Herrn Boto gehalten. Und jetzt ... jetzt...“

„Es gibt viele Wölfe in Schafskleidern, mein lieber Truschinski. Und die Heuchler, das sind gerade die Schlimmsten.“

Der Alte schüttelte traurig den Kopf.

„Ich bin gewiß dafür, daß jeder seine Strafe bekommt, der was begangen hat,“ erklärte er zögernd. „Aber hier wünsche ich beinahe, die Polizei würde den Herrn Boto nicht finden.“

„Nanu?! So soll also ein Mord ungesühnt bleiben—bedenken Sie—ein Mord!“ Schaper spielte vorzüglich den sittlich Entrüsteten.

„Hm ... Mord...? Sie werden sich vorher gezankt haben, der Onkel und der Neffe. Leicht war ja mit Herrn Marschall nicht umzugehen.“

„Aber der andere Neffe soll doch ganz gut mit ihm ausgekommen sein,“ lenkte Schaper absichtlich das Gespräch dorthin über, wohin er es haben wollte.

Truschinski war stehen geblieben und blickte einem vorwitzigen Schmetterling nach, den der warme Sonnenschein hervorgelockt hatte.

Plötzlich drehte er sich um und schaute Schaper fast argwöhnisch an.

„Sind Sie vielleicht mit dem Herrn Regierungsreferendar befreundet?“ fragte er gedehnt.

„Ich kenne ihn persönlich nicht. Nur ein Bekannter von mir erzählte von ihm. Soll ja eine sehr elegante Erscheinung sein, der Herr Hektor Brieux.“

Truschinski machte eine geringschätzig Bewegung mit der Hand.

„Elegant hin, elegant her!—Jetzt, wo Fräulein Anni alles geerbt hat und man nicht fürchten muß, daß man von ... dem an die Luft gesetzt wird, kann man ja reden, wie einem wirklich zu Mut ist. Ein Bummler und Tunichtgut ist's, ein Heuchler aus dem „ff“, der Herrn Marschall stets um den Bart ging und doch heimlich geschürt hat, daß Vater und Tochter sich entzweiten ... Nein, Herr Müller, von dem will ich nichts wissen!“

„Also Sie meinen wirklich, daß Hektor Brieux absichtlich die Entfremdung zwischen Ihrem Herrn und seinem einzigen Kinde noch zu vergrößern suchte? Das wäre ja eine unglaubliche Schlechtigkeit—und wozu?“

Der Alte lachte vor sich hin. „Wozu?—Und die Erbschaft, Herr Müller?!—Ja, da liegt der Hase im Pfeffer!“

Schaper tat, als ob ihm jetzt erst ein Licht aufging.

„Ah—ich verstehe! Na, solche Schurkerei!“ rief er ganz empört. „Ein Glück, daß das Testament ungültig ist.“

„Ja, ein wahres Glück!“ bestätigte Truschinski feierlich. „Fräulein Anni hat uns schon gesagt, daß wir weiter hier bis an unser Lebensende das Haus verwalten sollen,“ fügte er hinzu. „Die ist ja so gut und so lieb wie ein Engel.“

Wieder eine kurze Pause. Dann begann Schaper, indem er ein Zeitungsblatt aus der Tasche zog:

„Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß Hektor Brieux heute beim Begräbnis fehlte, Herr Hausmeister?“

„Freilich, freilich. Recht traurig, daß das gnädige Fräulein als die einzige Verwandte am offenen Grabe stand.“

„So wissen Sie also noch gar nicht, daß die Polizei jetzt zwei Personen in dieser Kriminalsache sucht, den einen als den mutmaßlichen Täter, den anderen als Zeugen?“

Der Alte schaute überrascht auf. Er begriff nicht sofort.

„Wie soll ich das verstehen, Herr Müller?“ meinte er unsicher.

„Nun—hier, lesen Sie mal diese Zeitungsnotiz, dann wissen Sie Bescheid.“

Truschinski holte erst umständlich eine große Brille hervor, setzte sie sich auf die verdächtig blaurot schimmernde Nase und griff dann nach dem Blatt. Dort stand an der von Schaper angegebenen Stelle folgendes:

„Rätselhaftes Verschwinden eines jungen Lebemanns.—Der in der Bellevuestraße in einem vornehmen Pensionat wohnende Regierungsreferendar a.D. Hektor Brieux, ein Neffe des unlängst ermordeten Rentiers Marschall, ist seit drei Tagen spurlos verschwunden.“

Am Morgen des Tages, an dem sein Onkel um die Mittagszeit einem Mörder zum Opfer fiel, verließ er nach Angabe der Pensionsinhaberin seine

Wohnung und ist seitdem dorthin nicht mehr zurückgekehrt. Zum letzten Male wurde er gegen Mittag an demselben Tage von dem Hausmeister des ‚Katzen-Palais‘, wie die Villa in der Schloßstraße im Volksmund heißt, an der Hintertreppe des Parkes gesehen, wo er von dem Manne sich ein Streichholz für seine Zigarette ausbat und dann die Grenadiergasse weiter hinaufschritt. Von diesem Augenblick an ist Brieux verschwunden. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleib sind bisher resultatlos verlaufen, obwohl die Polizei nichts unversucht gelassen hat, um den in Kreisen der Halbwelt recht bekannten Herrn aufzufinden, da man seiner als des wichtigsten Zeugen in der Marschallschen Mordsache dringend bedarf.

Bekanntlich hat der Schauspieler Wendland, der ja als Täter einzig und allein in Betracht kommt, dem Hausmeister gegenüber bei seinem Besuch im ‚Katzen-Palais‘ angegeben, daß der Rentier Marschall ihn durch ein von Brieux ihm übermitteltes Telegramm zu sich bestellt habe. Die Polizei legt nun Wert darauf, möglichst bald festzustellen, ob Wendland diese Depesche nur erfunden hat, um sich ungehindert Zutritt zu seinem Onkel zu verschaffen.—

Gleichzeitig sei an dieser Stelle hervorgehoben, daß bisher auch die Nachforschungen nach dem flüchtigen Schauspieler ergebnislos verlaufen sind. Wir machen darauf aufmerksam, daß die Belohnung für die Ergreifung Wendlands auf eintausend Mark erhöht ist, und daß ein Teil dieser Summe auch derjenige erhält, der zweckdienliche Angaben, die zu einer Verhaftung des Schauspielers führen können, zu machen imstande ist. Meldungen in dieser Sache nimmt der Kriminalkommissar Bechert auf Zimmer Nr. 18 des Charlottenburger Polizeipräsidiums entgegen.’

Es hatte eine ganze Weile gedauert, bis Truschinski mit dieser Lektüre fertig war.

Jetzt ließ er das Blatt sinken und schaute den Detektiv kopfschüttelnd an.

„Unglaublich,“ meinte er, „also der ist auch nicht mehr zu finden! Hm, nun verstehe ich auch, weshalb gestern ein Kriminalbeamter hier war und sich so eingehend nach dem Regierungsreferendar erkundigte.“

In demselben Augenblick gesellte sich Max Truschinski, der schwachsinnige, verwachsene Sohn der Hausmeistersleute, zu den beiden. Mit seinem breiten, gekrümmten Oberkörper, den langen Armen, die ihm fast bis zu den Knien reichten, und dem tierisch stumpfen Ausdruck des verzerrten Gesichts wirkte er mehr als abstoßend. Und doch verrieten alle Bewegungen dieses zwanzigjährigen Menschen eine gewisse Behändigkeit und eine große Kraft.

Ohne den Detektiv zu beachten, fragte er seinen Vater jetzt mit seiner hohen Fistelstimme:

„Mäxchen sucht die Katzen ... Wo die Katzen hin? Alle fort ... Alle...“

Truschinski blickte ihn verzweifelt an.

„Zunächst sage dem Herrn hier erst guten Tag, wie es sich gehört, verstanden!“ befahl er streng.

Der Schwachsinnige machte daraufhin einen linkischen Diener.

„Lassen Sie ihn nur, Herr Hausmeister,“ meinte Schaper freundlich. „Wir haben uns heute schon begrüßt, nicht wahr, Max?“

Der geistig Kranke grinste ganz glücklich und reichte dem Detektiv plötzlich die Hand hin, die Schaper auch kräftig drückte.

„Sie guter Mensch sein, Herr Müller, sehr gut,“ erklärte er freudestrahlend. „Sie mir heute Geld geben ... Mäxchen sich kaufen Schokolade...“

Der angebliche Architekt lachte.

„Sie sehen, Herr Truschinski, Ihr Sohn und ich haben schnell Freundschaft geschlossen.“

Da begann der Kranke abermals, jetzt ganz weinerlichen Tones:

„Vater, wo die Katzen hin? Mäxchen sucht immerzu ... weg ... weg...“

„Die wirst du nicht wieder zu sehen kriegen,“ antwortete der Alte kurz. „Fräulein Anni hat befohlen, daß sie abgeschafft werden. Ich habe die vier, die noch da waren, verschenkt.“

„Aber Moritz—schwarzer Moritz auch weg?“ fragte der junge Mensch hartnäckig.

„Wo der geblieben ist, weiß ich nicht,“ sagte der Hausmeister gleichgültig. Und zu Schaper gewendet:

„Moritz war ein prächtiger schwarzer Kater, aber ein schlimmer Runtreiber, der überall in der Nachbarschaft Liebschaften hatte. Vielleicht findet er sich wieder ein. Er war schon häufig tagelang verschwunden. Ihn möchte ich auch der Mäuse wegen behalten. Allerdings—ein Federbett und all die Leckerbissen wie zu Herrn Marschalls Zeiten—das gibt es nicht mehr. Die Wirtschaft hat aufgehört. Man hat ja wirklich Mühe, den Gestank nach den Tieren aus dem Hause rauszubekommen.“

Der Schwachsinnige schlich betrübt davon. Waren doch die fünf Katzen seine einzigen Spielgefährten gewesen.

Bald darauf begab sich auch Schaper wieder in seine neue Wohnung hinauf.

Oben in dem Arbeitszimmer setzte der Detektiv sich an den altmodischen, vor dem Fenster stehenden Schreibtisch und versuchte—jetzt schon zum dritten Mal—die Geheimschrift zu enträtseln, die Rechtsanwalt Heiling in der Aktentasche des Hektor Brioux gefunden hatte. Er probierte wiederum alle Methoden durch, die er nur kannte. Aber auch heute blieb der Erfolg aus. Unmutig legte Schaper schließlich Papier und Bleistift beiseite, schaute nach der Uhr und machte sich dann zum Ausgehen fertig. Die elektrische Taschenlampe, die die Polizei nicht weiter beachtet hatte, steckte er in die Brusttasche seines Paletots und verließ nun das Haus, nachdem er das Blatt mit der Geheimschrift sorgfältig in seinen Koffer verschlossen hatte.

Am nächsten Cafee stärkte er sich zunächst durch eine Schale ‚Schwarzen‘ und fuhr dann mit der Straßenbahn die Charlottenburger Chaussee entlang bis zur Siegesallee. Hier verließ er den Wagen und begab sich zu Fuß zur Bellevuestraße. Es war genau einhalb fünf Uhr nachmittags, als er an der Flurtür der Pension Stülpner läutete.

In kurzer Zeit war dort sein Geschäft erledigt. Das Stubenmädchen, dem er die Taschenlaterne zeigte, wollte ganz bestimmt wissen, daß die, die der fremde Herr jetzt in der Hand hielt, dem Herrn Regierungsreferendar gehörte.

„Ich irre mich gewiß nicht,“ hatte die redegewandte, blitzsaubere Zofe wiederholt versichert. „Ich habe die elektrische Lampe nämlich mal beim Staubwischen heruntergeworfen, und dabei bekam der untere Aluminiumrand diese Beule.“

Schaper drückte dem Mädchen einen Taler in die Hand, dankte für freundliche Auskunft und stieg sehr nachdenklich wieder die Treppe hinab.

## Kapitel 6

Eine Viertelstunde später saß der Detektiv Rechtsanwalt Heiling in dessen Sprechzimmer gegenüber.

„Nun, bringen Sie etwas Neues?“ fragte dieser interessiert.

„Freilich. Deswegen erlaube ich mir auch nur, Ihnen einige Minuten Ihrer kostbaren Zeit zu rauben.“

„Na—kostbare Zeit!—Das stimmt jetzt nicht ganz. Augenblicklich gehen die Geschäfte recht flau.“

„Mein herzliches Beileid!—Streikt die Gaunerzunft etwa, um von den Herren Rechtsanwälten billigere Honorarsätze zu erpressen?“ lächelte Schaper. „Das täte mir leid. Denn dann würde ja auch ich so ziemlich brotlos werden.—Doch nun genug der Worte ohne Zweck und Ziel,“ fügte er ernst hinzu. „Hier—bitte, führen Sie mal diese Taschenlampe an Ihre Nase, Herr Doktor.“

Heiling war zunächst über diese merkwürdige Aufforderung etwas überrascht, erfüllte dann aber dem Detektiv unverstündlich lächelnd diesen bescheidenen Wunsch.

Kaum hatte er die elektrische Taschenlampe aber einen Moment wie ein eine Fährte aufnehmender Schweißhund beschnüffelt, als er ganz begeistert ausrief:

„Halloh! Jetzt begreife ich... Das Parfüm, das dieser Taschenlampe nicht gerade sehr intensiv, aber doch immer noch bemerkbar anhaftet, ist dasselbe, welches mein Riechorgan so schwer beleidigte, als damals im Stadtbahnzug Hektor Brioux neben mir saß. Und diese Laterne dürfte, wenn ich nicht ganz vorbeiahe, die sein, von der Sie mir erzählten, daß Sie sie glühend am Tatort im Katzen-Palais aufgefunden haben.“

„Sie haben nicht vorbei, sondern richtig geahnt,“ nickte Schaper.

„So, dann nehme ich weiterhin an, daß Sie wegen dieser Taschenlampe zu mir gekommen sind.“

„Auch das ist richtig. Ich will nämlich Ihren Rat einholen, Herr Rechtsanwalt, weil ich mich jetzt in einer unangenehmen Zwickmühle befinde.—

„Hören Sie also.—

„Diese Laterne stand brennend—ich betone dies!—auf einem kleinen Tischchen im Arbeitszimmer Marschalls, als ich dort dessen Leiche entdeckte. Ich hätte ihr nun sicherlich nie die geringste Beachtung geschenkt, wenn sie nicht eben geglüht haben würde und mir dadurch aufgefallen wäre. Fraglos war sie also noch kurz vor dem Morde, oder auch nach der Tat, benutzt worden. Damals nahm ich an, daß sie Marschalls Eigentum sei. Denn wozu sollte der Täter sich wohl am hellen Tage mit einer Taschenlampe herumgeschleppt haben—nicht wahr?“

„Allerdings. Auch ich hätte so kombiniert,“ meinte Heiling eifrig.

„Jetzt weiß ich aber, daß die Taschenlaterne nicht dem Rentier gehört hat,“ fuhr der Detektiv fort. „Und nicht nur dies—sondern auch, daß sie fraglos am Morgen des betreffenden Tages sich noch nicht in dem Zimmer befand. Marschall ließ nämlich die von ihm benutzten Räume des Katzen-Palais regelmäßig von dem Hausverwalter Truschinski in Ordnung bringen, wie mir dieser gestern beim Einzug in mein neues, interimistisches Heim erzählte. Somit hätte der Alte, der stets sehr sorgfältig Staub wischen mußte, die kleine Lampe unbedingt bemerken müssen—wenn sie eben schon irgendwo herumgestanden hätte. Heute, als ich der Sache auf den Grund gehen wollte, versicherte er mir wie-

derholt, er habe die Taschenlaterne noch nie gesehen. Einer der Polizisten werde sie wohl vergessen haben.—

„Diese seine Behauptung stimmte mich recht nachdenklich. Und da ich nun auch den kleinen, dem Lämpchen noch anhaftenden Parfümgeruch bereits vorher gespürt hatte, mich auch daran erinnerte, was Sie mir von dem stark duftenden Herrn ‚Ingenieur Schmidt‘ erzählt hatten, wollte ich mich überzeugen, ob die niedliche Laterne vielleicht dem Regierungsreferendar gehöre.“

Schaper machte eine kleine Kunstpause.

„Nun—und?“ fragte Heiling gespannt.

„Sie ist Hektor Brieux' Eigentum,“ sagte Schaper. „Und deshalb sitze ich jetzt in der Patsche.“

„In der Patsche...? Ich verstehe nicht. Warum denn?“ meinte der Rechtsanwalt kopfschüttelnd.

„Sehr einfach.—Gehen Sie, lieber Doktor, jetzt zur Kriminalpolizei und berichten Sie das, was wir von dieser Taschenlaterne wissen, die ausgerechnet am Mordtage am Tatort auftauchte, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß die Behörde augenblicklich ihre erste Annahme, nach der nur Boto Wendland als Täter in Frage kommt, berichtigt und die Ermittlungen noch auf Hektor Brieux als denjenigen ausdehnt, der ... eventuell in dem Mordzimmer in der Aufregung die Lampe vergessen haben kann, der ferner auffallenderweise seit dem Tage verschwunden ist und der—drittens und letztens—eigentlich der einzige bleibt, der infolge des Testaments des Rentiers von dessen baldigem Tode Vorteil gehabt hätte—wenn eben dieses Testament gültig gewesen wäre.—So liegt die Sache—“

Heiling schaute sinnend vor sich hin.

„Hm – ich muß Ihnen recht geben, lieber Schaper,“ meinte er überzeugt. „Diese Vermutung, daß Hektor Brieux seine Hand mit im Spiel gehabt hat, würde nach alledem ohne Zweifel in dem die Untersuchung führenden Kommissar auftauchen. Das wäre durchaus verständlich, obwohl doch...“

„Ja, obwohl es andererseits wieder ausgeschlossen ist, daß der Regierungsreferendar der Täter sein kann,“ unterbrach ihn Schaper erregt. „Sogar völlig ausgeschlossen, wie ich Ihnen jetzt, nachdem ich einen Tag in dem Katzen-Palais zugebracht habe, nochmals auseinandersetzen will, soweit es sich eben um neue, von mir festgestellte Momente handelt.—“

„Ein Eindringen in das Haus von der Schloßstraße scheidet aus. Die Haupteingangstür ist an jenem Tage wie immer fest verschlossen gewesen. Die Fenster des hochgelegenen Erdgeschosses ebenso, so daß auch von einem Einsteigen hier keine Rede sein kann, ganz abgesehen davon, daß die Schloßstraße viel zu belebt ist, um dieses Kunststück unbeobachtet ausführen zu können.—“

„Nun zu der zweiten Möglichkeit—dem Zugang von der Grenadiergasse. Hier trennt eine zweieinhalb Meter hohe, glatte Mauer den Park von dem öffentlichen Wege. In der Mauer befindet sich jedoch eine Gitterpforte, die zwar ebenfalls verschlossen gehalten wird, in deren Schloß der Hausmeister jedoch nicht wie beim Vordereingang den Schlüssel stecken läßt. Es wäre also nicht unmöglich, daß Brieux sich zu dieser Pforte einen Nachschlüssel besorgt hat und so in den Park eingedrungen ist. Wohlverstanden—in den Park. Denn weiter wäre er unbemerkt nicht gekommen. Sie wissen, daß der Hausmeister im vorderen Teile des Gartens dicht beim Hause beschäftigt war. Der Park ist nur schmal und, da nur einzelne Gebüschgruppen vorhanden sind, leicht zu überblicken. Gesetzt nun den Fall, Brieux hätte es fertig gebracht, sich an dem Alten unge-

sehen vorbeizuschleichen, so wäre ihm in der Tür des Wirtschaftseinganges von der Rückfront des Gebäudes ein unüberwindliches Hindernis entstanden. Ich will hier noch darauf aufmerksam machen, daß nur diese eine Tür vorhanden ist und daß sämtliche Fenster zur Parkseite mit eisernen Ziergittern versehen sind. Die Tür aber hat einen pneumatischen, sehr kräftig wirkenden Schließer, außerdem noch—und das ist die Hauptsache!—eine Glocke, die beim Öffnen und Schließen sehr laut anschlägt.

„Dicht neben dem Hintereingang befindet sich ferner die Küche, in der sich zu der fraglichen Zeit Frau Truschinski aufhielt. Hätte also Brieux durch die Tür in das Haus schlüpfen wollen, so würde die Glocke angeschlagen und ihn verraten haben.—

„All diese Einzelheiten habe ich sehr genau nachgeprüft und durch unauffälliges Befragen der Hausmeistersleute mich überzeugt, daß es, wie gesagt, völlig ausgeschlossen ist, am Tage unbemerkt in das Katzen-Palais einzudringen.

„So, Herr Rechtsanwalt, nun sollen Sie mir raten, ob ich unter diesen Umständen verpflichtet bin, der Polizei von meiner Entdeckung hinsichtlich der Taschenlampe Mitteilung zu machen. Denn, sollte Brieux der Täter sein—ich selbst glaube nicht daran—so würde man mir später mit Recht den Vorwurf machen, daß ich ihm durch das Verschweigen dieser Tatsachen das Entkommen erleichtert hätte. Jetzt könnte die Polizei, wenn sie all ihre Hilfsmittel gebraucht und falls er wirklich geflohen sein sollte, seiner noch habhaft werden. Lassen wir aber noch Tage vergehen und rücken wir dann erst mit unserem Wissen heraus, so gestaltet sich die Verfolgung schon weit schwieriger.—

„Mithin – was soll ich tun?“

Dr. Heiling zuckte ratlos die Achseln.

„Wenn Sie fest überzeugt sind, daß der Regierungsreferendar nicht der Schuldige ist, so warten Sie doch ab,“ meinte er. „Vielleicht gelingt es Ihnen inzwischen, andere wichtige Beweise gegen einen Dritten herbeizuschaffen.“

Schaper trommelte ärgerlich mit den Fingern auf der Lehne des Sessels einen Sturm marsch.

„Ich muß sichergehen,“ erklärte er nach einer Weile entschlossen. „Gerade als Privatdetektiv darf ich mir nicht das geringste vergeben. Grün sind uns die Herren von der Polizei ohnehin nicht. Und sie würden schön über mich herfallen, wenn ich durch mein Schweigen der rächenden Justiz ein Opfer entziehen würde. Ich werde also doch lieber meine Kenntnisse auskramen. Besser ist besser...“

„Schließlich—was liegt auch daran,“ tröstete Heiling den Detektiv. „In Ihren ferneren Nachforschungen werden sie dadurch doch nicht behindert, wenn die Polizei jetzt vielleicht gegen Brieux ebenfalls einen Steckbrief erläßt.“

„Das ist schon richtig. Aber—geben Sie gern die Früchte Ihrer Geistesarbeit gratis weg?“ meinte Schaper, mit einem schlaun Lächeln.

„Das tut keiner gern,“ bestätigte der Rechtsanwalt.

„Na also!“

Schaper erhob sich jetzt.

„Ich will nicht länger stören, Herr Doktor. Von Ihnen fahre ich nun also direkt nach Charlottenburg aufs Polizeipräsidium und lege meine duftende Taschenlampe vertrauensvoll in die Hände des Herrn Kommissars Bechert. Hoffentlich bringt sie ihm die Erleuchtung!“

„Halt, mein Lieber—noch eine Frage,“ bat Heiling schnell. „Wie steht’s denn mit unserer Geheimschrift, und haben Sie sonst keine Entdeckung im Katzen-Palais gemacht?“

Schaper, der eben in seinen Paletot schlüpfte, erwiderte kleinlaut:

„Geheimschrift...? Der bin ich nicht gewachsen. Aus dem Wirrsal von Worten finde ich mich bisher nicht heraus—leider.—

Und Frage Nr. 2,—aber bitte Diskretion!—ich bin jetzt dabei, mich in das Vertrauen des schwachsinnigen Sohnes der Truschinskis einzuschmeicheln. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Geisteskranker aus besonderen Motiven zum Mörder wird.“

Heiling hatte die Augenbrauen hochziehend aufgehorcht.

„Alle Wetter, an die Möglichkeit habe ich noch gar nicht gedacht,“ entfuhr es ihm jetzt. „Was für einen Eindruck macht denn der Mensch auf Sie, Schaper?“

„Vorläufig kann ich mir kein abschließendes Urteil erlauben,“ entgegnete der Detektiv ehrlich. „Jedenfalls ist dieser Max Truschinski ein außerordentlich kräftiger Bursche, dem man in dieser Beziehung schon so eine Tat zutrauen kann.“

Der Rechtsanwalt wollte noch eine Bemerkung machen, wurde aber durch den Eintritt eines seiner Bureauangestellten unterbrochen, der ihm zwei Visitenkarten überreichte.

„Die Damen warten schon eine ganze Weile. Ihre Angelegenheit soll sehr dringend sein,“ bestellte der junge Mensch.

Heiling überflog die Karten. „Nanu – was hat denn das zu bedeuten,“ sagte er erstaunt. „Frau Melanie v. Gerster—Anni Marschall...?—Ich lasse bitten.—

„Bleiben Sie nur hier, Schaper. Da ist doch fraglos etwas passiert.“

Gleich darauf traten die beiden Damen ein—Anni Marschall mit vom Weinen geröteten Augen und völlig fassungslos, die junge Witwe dafür desto ruhiger und zielbewußter.

Nachdem man an dem Mitteltisch Platz genommen, begann Frau v. Gerster sofort, indem sie sich Heiling zuwandte:

„Wir brauchen Ihre Hilfe, Herr Rechtsanwalt. Boto Wendland ist vor einer Stunde verhaftet worden.“

Beide, Heiling sowohl wie Schaper, fuhren förmlich von ihren Stühlen hoch. Diese Nachricht hatten sie nicht erwartet.

„Wie ist denn das gekommen?“ fragte der Detektiv, der sich zuerst wieder gefaßt hatte.

Anni Marschall war es, die unter Tränen schluchzend antwortete:

„Ich ... ich allein trage die Schuld daran. Ich wollte ihn...“

Doch Frau v. Gerster ließ sie nicht weitersprechen. Indem sie des jungen Mädchens Hand zärtlich streichelte, sagte sie schnell:

„Bitte, Herzchen, hier habe ich das Wort. Du bist ja viel zu erregt, Kleines, um das, was vorgefallen ist, übersichtlich darstellen zu können. Bitte, bitte—nimm dich zusammen. Dein Verlobter ist unschuldig, und das bleibt die Hauptsache. Die Herren hier werden schon raten und helfen.“

Schaper, dem Anni Marschall aufrichtig leid tat, mischte sich ebenfalls ein.

„Aber meine Damen, wozu all die Angst und Sorge. Das ist doch nur ein Schreckschuß der Polizei, diese Verhaftung, nichts weiter!“ sagte er scheinbar gelassen. „Mag man doch erst einmal beweisen, daß Herr Wendland der Täter ist. Wird sehr schwer fallen, fürchte ich!“

In diesen Worten des bekannten Detektivs lag eine geradezu suggestiv beruhigende Wirkung.

Anni Marschalls Tränen versiegten langsam. Und dann raffte sie sich auf, trocknete etwas beschämt ihre Augen und flüsterte der Freundin zu: „Melanie, erzähle jetzt bitte.“

„Es ist verständlich, daß Fräulein Marschall den Wunsch hegte, sich einmal mit ihrem Verlobten auszusprechen,“ begann Frau v. Gerster. „Boto Wendland, der sich im Norden Berlins unter falschem Namen, als Techniker Franz Karsten, ein billiges Zimmer gemietet hatte, kam nun heute nachmittag, nachdem alles telephonisch genau verabredet war, über die Hintertreppe in meine Wohnung. Ich hatte zur Vorsicht die Dienstboten fortgeschickt, und öffnete ihm selbst die Küchentür, um ihn einzulassen. Hätte Herr Wendland nicht seinen Namen leise genannt, ich würde ihn nicht erkannt haben. Ihm als Schauspieler war es nicht schwer gefallen, sein Äußeres vollkommen zu verändern, gerade so wie auch Sie, Herr Schaper, heute in Ihrer Verkleidung mit dem berühmten Detektiv nicht die geringste Ähnlichkeit haben.“

Schaper lächelte fein. „So, wie ich jetzt aussehe, gnädige Frau, bin ich auch nicht ich selbst, sondern bekanntlich der Architekt Müller aus Hamburg, der alte Bauten studiert.“

„Herr Wendland war jedoch kaum eine Viertelstunde in meiner Wohnung,“ fuhr die junge Witwe fort, „als es an der Vordertür klingelte. Ahnungslos ging ich und öffnete. Es waren zwei Kriminalbeamte in Zivil, die mich ziemlich rücksichtslos beiseite drängten und Boto Wendland, der mit meiner Freundin im kleinen Salon saß, vollkommen überraschten. Ohne Zweifel war also das Haus, in dem ich wohne, beobachtet und der junge Schauspieler trotz seiner vorzüglichen Verkleidung erkannt worden.“

Schaper, der ohne großes Interesse zugehört hatte—eben weil er ahnte, wie die Polizei den angeblichen Mörder abgefaßt hatte, sagte jetzt im Tone leichten Vorwurfs zu Anni Marschall, die inzwischen ihre Selbstbeherrschung widererlangt hatte:

„Gnädiges Fräulein, ich sagte Ihnen doch ausdrücklich, Sie sollten vorsichtig sein! Besinnen Sie sich noch?—Ich kenne die Schliche der Polizei eben ganz genau.—Trotzdem ist es vielleicht ganz gut für alle Teile, daß es so gekommen ist. Denn meiner Ansicht nach muß dieses Versteckspielen, diese ewige Angst vor den Häschern Ihren Herrn Bräutigam ebenso angegriffen haben, als wenn er jetzt einige Zeit als Untersuchungsgefangener unter keineswegs allzu harten Bedingungen zubringt. Jedenfalls haben Sie doch jetzt die Absicht, Herrn Rechtsanwalt Heiling die Wahrnehmung der Interessen Ihres Verlobten zu übertragen. Und da Herr Wendland selbst wiederum mich mit den Nachforschungen nach dem wahren Mörder betraut hat—daß er der geheimnisvolle Mann am Telephon war, weiß ich ja längst—so ist die gesamte Intelligenz hier zur Stelle, die daran arbeiten will, dem Recht zum Siege zu verhelfen. Lassen Sie uns also nun in Ruhe beraten, was zunächst geschehen soll. Herr Dr. Heiling als Spezialist für Strafverteidigung mag sich freundlichst als erster äußern.“

Diese bündige Art des Detektivs sagte Anni Marschall, die nur im ersten Schreck über die Verhaftung des Geliebten ihre Fassung verloren hatte, durchaus zu. Und deshalb beteiligte sie sich an der gemeinsamen Aussprache mit derselben kühlen, energischen Klarheit, die Schaper bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr sofort schätzen gelernt hatte.

Noch an demselben Abend hatten Heiling und Schaper mit Kriminalkommissar Bechert, der die Untersuchungen in der Marschallschen Mordsache führte, eine lange Unterredung.

Der Kommissar zeigte für die Eröffnungen, die der Detektiv hinsichtlich der Person Hektor Brieux' machte, und ebenso für die Geschichte der kleinen Taschenlaterne das größte Interesse. Jedenfalls wies er die Möglichkeit, daß der seit dem Morde spurlos verschwundene Regierungsreferendar der Täter sein könne, durchaus nicht von der Hand—sehr zu Schapers Genugtuung, der eigentlich im stillen angenommen hatte, daß der Kommissar diesen Mitteilungen nicht allzuviel Bedeutung beimessen würde.

„Es dürfte der Polizei nicht schwer fallen,“ erklärte Bechert, „den Mann, mit dem Brieux damals in der Kneipe ‚Zur fröhlichen Gruft‘ verschwand, nach der Beschreibung Ihres Angestellten, Herr Doktor, zu ermitteln. Haben wir dann erst die Beweise, daß der Regierungsreferendar wirklich, was ich nach dem Inhalt der Aktentasche stark vermute, zusammen mit gewerbsmäßigen Einbrechern den Diebstahl im Bureau des Damenhilfsvereins verübt hat, so gewinnt der Argwohn, den man jetzt nur in recht unbestimmter Form gegen ihn hegen kann, bedeutend an Wahrscheinlichkeit. Allerdings, ob Ihr Antrag, Boto Wendland gegen eine Kautionshöhe freizulassen, angenommen werden wird, möchte ich bezweifeln. Dazu sind die gegen Hektor Brieux sprechenden Verdachtsgründe doch zu geringfügiger Art. Immerhin werden wir natürlich auch diese zweite Fährte verfolgen.“

Dann wandte er sich dem Detektiv zu, der sich, nachdem von ihm die den Regierungsreferendar betreffenden Angaben vorgebracht waren, nicht weiter an dem Gespräch beteiligt hatte.

„Wie denken Sie denn eigentlich über die gegen Brieux gefundenen Belastungsmomente, Herr Schaper?“ meinte er mit einem gewissen Argwohn, der sich in dem Tonfall seiner Stimme deutlich widerspiegelte. „Die Tatsachen haben Sie mir zwar mitgeteilt, nicht aber die Schlußfolgerungen, die Sie daraus ziehen.“

Schaper hatte eine ähnliche Frage erwartet und war daher um eine Antwort nicht verlegen. Wenn er dem Kommissar die Wahrheit gesagt haben würde—daß er es für ausgeschlossen halte, daß Hektor Brieux der Mörder sei, so hätte er dadurch des Schauspielers Interessen nur geschadet, da von der Polizei der Antrag auf dessen vorläufige Haftentlassung natürlich niemals genehmigt würde, sobald er hier seine Bedenken, die er hinsichtlich der Täterschaft des Regierungsreferendars hegte und die ja auch nur zu berechtigt waren, laut werden ließ. Weit eher war es eigentlich seine Pflicht, die gegen Brieux aufgetauchten Verdachtsgründe künstlich noch zu verstärken, damit eben Boto Wendland dadurch entlastet würde.

Und so erwiderte er denn sehr diplomatisch:

„Nach meinen Schlußfolgerungen haben Sie nicht gefragt, Herr Kommissar. Und aufdrängen tue ich meine Meinung niemandem. Im übrigen dürften sich unsere Ansichten in diesem Falle wohl so ziemlich decken.“

Diese nicht gerade übermäßig höfliche Antwort erreichte vollkommen das, was Schaper mit ihr bezweckt hatte. Bechert drang nicht weiter in ihn und gab sich mit dieser nichtssagenden Auskunft, offenbar etwas gekränkt, wohl oder übel zufrieden.

Heiling, der Rede und Gegenrede der beiden genau verfolgt hatte, da es ihn interessierte, wie der Detektiv sich aus diesem Dilemma herauswinden würde,

konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken. Dieser Schaper war wirklich mit allen Hunden gehetzt!

Bechert sah jetzt seine Notizen, die er sich vorhin gemacht hatte, durch und wandte sich dann wieder, jetzt bedeutend kühler und offizieller, an den Detektiv.

„Ich möchte Sie bitten, mir noch heute abend eine Abschrift der geheimen, in Brioux' Aktentasche gefundenen Aufzeichnungen als Brief zuzusenden, Herr Schaper. Vielleicht gelingt es mir, den Inhalt zu enträtseln, der für die Nachforschungen, die jetzt auch auf den Regierungsreferendar ausgedehnt werden sollen, immerhin von Interesse sein kann.“

Nachdem der Detektiv zugesagt hatte, diesem Wunsche sofort nach seiner Heimkehr in das Katzen-Palais zu entsprechen, fragte der Rechtsanwalt den Kommissar, ob er jetzt sofort Boto Wendland im Untersuchungsgefängnis in seiner Eigenschaft als dessen Verteidiger besuchen dürfe.

„Ich habe mit dem Schauspieler nämlich noch manches zu erledigen, was keinen Aufschub duldet. Gesetzliche Hindernisse stehen meinem Ansinnen ja nicht im Wege,“ fügte er noch hinzu, um von vornherein jeden eventuellen Einwand Becherts zu entkräften.

Dieser füllte jedoch ohne weitere Schwierigkeiten zu bereiten, das nötige Formular aus und reichte es Heiling mit einem höflichen „Bitte sehr“ hin, worauf seine beiden Besucher sich verabschiedeten.

## Kapitel 7

Nachdem Schaper noch schnell den Brief an Bechert in den nächsten Postkasten geworfen hatte, setzte er sich in dem Arbeitszimmer des ermordeten Rentiers an den altmodischen Schreibtisch, legte Papier und Bleistift zurecht und machte sich an die schwierige Arbeit, aus einer Reihe von zweiundvierzig scheinbar ohne Sinn nebeneinander gestellten Worten einen vernünftigen Inhalt herauszuklügeln.

Wieder wie schon so oft vorher las er sich die von dem Rechtsanwalt aus dem Original abgeschriebenen Worte halblaut vor:

*„Fünf verbrennen passen alles mündlich andere sofort drei werden zwei Schlüssel ich bringe mit vier Vorsicht Nachricht besorgt glücken muß bei zwei und sehr günstig Vorschlag hoffentlich ausgeführt eins Verein Zeug bereit Gelegenheit halten bei sechs ihnen komme abends Uhr neun zu.“*

„Und doch kann die Entzifferung nicht allzu schwer sein,“ brummte Schaper unzufrieden vor sich hin. „Dazu ergeben zu viele der nebeneinander stehenden Wörter einen Sinn. Nur den Schlüssel muß man erst haben, nach dem sie verstellt sind.“

Dann teilte er die zweiundvierzig Wörter in sechs Gruppen zu je sieben Stück ein, und suchte nun diese einzeln zu ordnen. Aber auch dabei kam nichts heraus. Er probierte dies und das—doch keiner seiner Versuche machte ihn klüger.

Plötzlich fiel ihm etwas Neues ein.—Acht Zahlen standen dem Zettel, und zwar 5, 3, 4, 2, 2, 1, 6, 9. Vielleicht hatten diese Ziffern irgend einen Einfluß

auf die Stellung der Wörter. Wieder schrieb er einen ganzen Bogen voll—es wurde nichts. Und trotzdem ließ sein Eifer nicht nach. Er mußte heute hinter dieses Geheimnis kommen, mußte, und wenn er die halbe Nacht aufsitzen sollte.

Wieder verging eine halbe Stunde.

Schaper hatte jetzt die letzten acht Worte abgetrennt vorgenommen, die doch ohne Zweifel so zu deuten waren: ‚Komme abends zu neun (oder sechs) Uhr bei Ihnen‘. Das konnte in verständliches Deutsch übertragen *zu Ihnen*‘ und das *zu neun (oder sechs) Uhr*‘ eben *um neun*‘ usw. heißen. Mithin waren diese acht Wörter—vielleicht!—in der Reihenfolge, wenn man sie einzeln nummerierte, wie 4, 5, 8, 7, 2, 6, 1, 3 niedergeschrieben. Aber eine Probe bei den nächsten acht Wörtern zeigte zu des Detektivs Enttäuschung, daß der Chiffreschrift auch so nicht beizukommen war. Und doch merkte er, daß er jetzt der Lösung nahe sein mußte und in seine Kalkulation sich nur noch ein kleiner Fehler eingeschlichen haben konnte.

Nochmals betrachtete er diesen einen Satz, der doch fraglos einen Sinn ergab, ganz genau, dann verkürzte er ihn, indem er das ‚bei‘ fortließ, und nun mit den sieben verbleibenden Worten operierte. Jetzt störte ihn nur noch der Umstand, daß darin zwei Zeitangaben, neun und sechs Uhr, vorkamen.

„Lassen wir zunächst mal eine dieser Zahlen weg,“ dachte er, *zum Beispiel die 6*. Dann erhalten wir klar und deutlich bei Umstellung der verbleibenden sechs Worte:

*komme abends neun Uhr zu Ihnen*

Versuchen wir es also einmal mit Gruppen von je sechs Worten. Die nächsten wären:

*halten Zeug Gelegenheit bereit bei sechs*

und gruppieren wir diese nach dem Schema des ersten Satzes.—Wieder nichts!

Unmutig warf Schaper den Bleistift hin. Das war ja wirklich rein zum Verzweifeln.

Er steckte sich zur Beruhigung erst einmal eine frische Zigarre an und begann seine Suche nach einer Lösung dann von neuem.

„Trotz alledem bin ich nicht mehr weit vom Ziel,“ ermutigte er sich selbst halblaut. Weiter gingen seine Gedanken. ‚Betrachten wir uns jetzt mal die übrigen sieben Zahlen, die verbleiben, wenn man die 9 in den letzten sechs Wörtern fortläßt. Unterstreichen wir sie.

So.—Halt—was ist denn das?! Sollte es wirklich nur ein Zufall sein, daß diese Zahlen mit einer Ausnahme stets sechs Worte von einander trennen?! Liegt in den Zahlen der Schlüssel?—

Der besseren Übersicht wegen nochmals ein Entwurf, bei dem die Trennungszahlen als Ziffern geschrieben sind;—so sieht die Geschichte schon anders aus.‘

*5, verbrennen passen alles mündlich andere sofort 3 werden zwei Schlüssel ich bringe mit 4 Vorsicht Nachricht besorgt glücken muß bei 2 und sehr günstig Vorschlag hoffentlich ausgeführt 1 Verein Zeug bereit Gelegenheit halten bei 6 ihnen komme abends Uhr neun zu*

„Und nun probieren wir mal, ob sich die Zahlen 5, 3, 4, 2, 1, 6 in dieser oder in der umgekehrten Reihenfolge 6, 1, 2, 4, 3, 5, für jede der sechs Gruppen, die nunmehr aus je sechs Worten bestehen, benutzen lassen.—

„Also mit 5, 3, 4, 2, 1, 6 ist es nichts. Versuchen wir's mit 6, 1, 2, 4, 3, 5, und fangen wir mit dem letzten, schon bekannten Satz an:

*ihnen komme abends Uhr neun zu*

Nun die Zahlen unter die einzelnen Worte—so:

*Ihnen komme abends Uhr neun zu*

Ih6en kon1me abe2ds U4r n3n z5u

Hurra, ich hab's! Denn lese ich jetzt der Reihe nach von 1 bis 6 die Worte. So stimmt's:

„*Komme abends neun Uhr zu Ihnen,*“ das hat Sinn und Verstand.—Nun schnell die nächsten sechs Worte:

*Verein Zeug bereit Gelegenheit halten bei*

Ver6in Ze1g be2eit Gele4enheit hl3enb 5ei

Was ergibt:

*Zeug bereit halten Gelegenheit bei Verein*—Großartig! Weiter im Text:

*und sehr günstig Vorschlag hoffentlich ausgeführt*

u6d se1r gü2stg Vors4hlag hoffe3tlich aus5eführt

Also:

*Sehr günstig hoffentlich Vorschlag ausgeführt*—und überprüfen wir das bisher Gefundene. Es lautet:

*Komme abends neun Uhr zu Ihnen. Zeug bereit halten. Gelegenheit bei Verein sehr günstig. Vorschlag hoffentlich ausgeführt und—*

Bravo Fritz Schaper, das hast du gut gemacht! Nun noch schnell den Schluß—!

*—ausgeführt und Nachricht besorgt. Muß glücken bei Vorsicht. Zwei Schlüssel bringe ich mit. Werden passen. Alles andere mündlich. Sofort verbrennen.*

Als der Detektiv das Ganze prüfend überflog, piff er plötzlich leise durch die Zähne.

„Holla—mir geht ein Licht auf. Die ersten drei Sätze beziehen sich ohne Zweifel auf den Einbruch, den Brioux mit seinem Komplizen im Büro des Damenhilfsvereins versuchte. ‚Zeug bereit halten‘, damit ist natürlich das Einbrecherwerkzeug gemeint, welches der Rechtsanwalt Heiling in der Tasche entdeckte. Mithin stammt diese Nachricht, deren Enträtselung mir soviel Schwierigkeiten bereitet hat, von dem Diebesgenossen des feinen Herrn Referendars.

Welche Unvorsichtigkeit, daß er den Zettel, der ihm fraglos per Post in einem Briefumschlag zugegangen war, nicht gleich verbrannte, wie der Absender zum Schluß befahl.—Aber der zweite Teil dieser Verabredung, der bleibt mir leider unverständlich. Was für ein ‚Vorschlag‘ mag das sein, und weiter: ‚zwei Schlüssel?‘—Begreife ich vorläufig noch nicht.

Schaper gähnte herzhaft und reckte sich. Jetzt erst merkte er, wie müde und abgespannt er war. Mechanisch zog er seine Uhr und schaute nach der Zeit.

„Gleich Mitternacht—da ist es Zeit, daß ich ins Bett komme,“ murmelte er, wie so oft, wenn er angestrengt nachgedacht hatte, laut redend.

Schnell packte er die mit Zahlen und Worten bedeckten Zettel fort, nahm die Lampe vom Tisch und ging in den zur Linken gelegenen Raum hinüber, der Marschall als Schlafzimmer gedient hatte und den der Detektiv zu dem gleichen Zweck benutzte.

Es war ein etwas kleinerer Raum als das Arbeitszimmer, nur mit dem Notwendigsten möbliert und über dem an den Wänden entlanglaufenden, gut anderthalb Meter hohen Holzpaneel mit einem dunklen, verschossenen Stoff verkleidet, der den düsteren, unfreundlichen Eindruck dieses Gemachs noch verstärkte.

In kurzer Zeit hatte Schaper sich entkleidet und schlüpfte in das breite Bett, dessen Kissen und Zudecke Frau Truschinski für den Herrn Architekten mit frischen, blütenweißen Bezügen versehen hatte. Aus alter Gewohnheit blätterte der Detektiv dann noch die Abendzeitung durch. Aber die Augen fielen ihm immer wieder zu. Da löschte er die auf dem Nachttischchen stehende Lampe aus, drehte sich zur Wand und schloß die müden Lider.

Er war bereits halb eingeschlummert, als er plötzlich hochfuhr und lauschte. Regungslos saß er aufrecht in den Kissen. Alle seine Sinne waren gespannt. Doch er hörte nichts mehr.

Sollte er sich wirklich so getäuscht haben? Hatte er nur geträumt? Undenkbar! Zu deutlich war ein leises Geräusch wie von vorsichtig schleichenden Schritten an sein Ohr gedrungen, ein Tappen und Scharren, das sich ganz in seiner Nähe und offenbar im Zimmer selbst bemerkbar machte.

Da—wieder dieselben Laute. Und jetzt war's, als ob ein Mensch mit seinen Kleidern aus Unvorsichtigkeit an den Wänden entlangstriefte.

Der Detektiv, der das, was andere Nerven nennen, stets geringschätzig lächelnd als eine Schwäche bespöttelt hatte, fühlte mit einem Mal, wie sein Herz in schnelleren Schlägen gegen die Brust hämmerte, wie ein merkliches Unbehagen ihn beschlich. Sein Hirn gebar mit Blitzesschnelle in hastender Jagd alle möglichen Gedanken. Befand sich jemand in diesem Raum, der vielleicht einen Anschlag auf sein Leben beabsichtigte? Strich womöglich der schwachsinnige Sohn des Hausmeisters jetzt bei Nacht lautlos durch die Zimmer?—

Aber das war ja ausgeschlossen. Er hatte die Türen fest verriegelt. Und diese Türriegel an den Schlössern stammten noch aus einer Zeit, wo man mehr auf solide Arbeit, als auf gefälliges Aussehen gab.

Wieder lauschte er in das graue Nichts hinein und versuchte, mit den Blicken die ihn umgebende Finsternis zu durchdringen. Die dunklen Fenstervorhänge schlossen jedoch so dicht, daß nicht einmal ein winziger Strahl der Gaslaternen von der Straße aus in das Zimmer drang.

Dann—abermals das Scharren und Tappen, so deutlich vernehmbar, wie dies nur ein in demselben Raum befindliches lebendes Wesen verursachen konnte.

Ohne Zweifel, das Geräusch kam aus der linken Ecke, die die Wand zum Korridor hin mit der des Arbeitszimmers bildete.

Da hatte Schaper auch schon die Streichholzschachtel, die in Griffnähe auf dem Nachttisch lag, gefaßt und strich ein Hölzchen an. Flackernder Schein, der erst langsam heller wurde, tanzte über den düsteren Raum und die wenigen Möbelstücke hin.

Aber das Zimmer barg kein Wesen, das hier zu dieser Stunde nichts zu suchen hatte. So viel sah der Detektiv noch, bevor das Hölzchen erlosch.

Er strich ein zweites an, hielt es schnell an den Lampendocht und bald erfüllte das rötliche Licht dieses ungemütliche Schlafgemach mit seinem Schein. Dann erhob Schaper sich, zog notdürftig etwas an, nahm die Lampe in die Linke und seine bis dahin unter dem Kopfkissen verwahrte Selbstladepistole in die Rechte und leuchtete nun zunächst einmal jeden Winkel ab.

Er fand nichts, nichts.

„Unglaublich,“ murmelte er vor sich hin, „und ich hätte weiß Gott was gewettet, daß hier irgend jemand im Zimmer herumschleicht. Sehen wir nebenan nach.“

Aber auch in dem Raum, in dem Gottfried Marschall ein so furchtbares Ende gefunden hatte, entdeckte er nicht das geringste Verdächtige. Schließlich begab er sich auch noch auf den Korridor hinaus—aber auch dort keine Spur eines lebenden Wesens.

Totenstille herrschte im Hause.

Unzufrieden mit sich kehrte der Detektiv in sein Schlafgemach zurück. Als er gerade die Schwelle überschritt, setzte die Standuhr neben dem Schreibtisch im Arbeitszimmer mit Surren zum Schlagen an.

Der dumpfe Gongton des Schlagwerks, die langsam, gemächlich aufeinander folgenden, hallenden Töne, berührten den Detektiv unangenehm. Und er war froh, als der zwölfte Schlag endlich leise nachklingend verstummte.

Unwillkürlich schoß es ihm durch den Kopf:

„Zwölf Uhr—die Stunde der Geister!“

Ärgerlich über diesen Rückfall zu Vorstellungen aus der Kinderzeit, schraubte er jetzt wie zum Trotz die Lampe aus und entkleidete sich im Dunkeln.

Fünf Minuten später war er wirklich eingeschlafen. Wirre Träume rauschten wie dunkle Vögel an seinem Bewußtsein vorüber. Grinsend, die bleichen Gesichter schrecklich verzerrt, traten ihm Hand in Hand Hektor Brioux, den er von Bildern kannte, und der ermordete Rentier entgegen und begannen einen grotesken Tanz, bei dessen Figuren jeder Schritt Gottfried Marschalls sich auf dem weißen Boden irgend einer phantastischen Schneelandschaft durch die großen Blutstropfen kennzeichnete, die ihm unaufhörlich aus der Brust hervortropften und an der Innenseite des flatternden Schlafrocks entlangrannen.

Ein anderes Bild—der irrsinnige Max Truschinski jagte hinter dem wehrlosen Boto Wendland her, schwang in der rechten Hand ein blutiges Dolchmesser; jetzt reckte sich sein langer Affenarm nach seinem Opfer aus, erfaßte den Schauspieler, der ein wahnwitziges Angstgeschrei ausstieß—schrill—vibrierend vor zitternder Furcht—laut—gellend, als wollte er die ganze Welt zur Hilfe herbeirufen.

Das Geschrei dauerte an—Töne, die anschwellen, wieder verklangen.—Eine Pause.—Wieder setzte es ein—

Fritz Schaper rieb sich die Augen—das war kein Traum mehr, das war Wirklichkeit. Unheimliche Laute drangen an sein Ohr. Ein Kreischen, ein Jammern, wie von einem Menschen in höchster Todesnot, erfüllte das Haus, hallte in der nächtlichen Stille um so eindringlicher wider.

Mit einem Satz war der Detektiv aus dem Bett. In der Eile fielen ihm die Zündhölzer zu Boden. Leise fluchend tastete er mit den Händen auf dem Vorleger herum.—Endlich—endlich.

Das Licht der Lampe flammte auf. War's ein Zufall?—In demselben Moment erstarb diese Flut nervenpeinigender Töne erneut in einem fast menschlichen Seufzer.

Atemlos lauschend stand Schaper da. Minuten vergingen. Nichts rührte sich im Hause. Unten auf der Straße ratterte ein Auto vorüber, gleich darauf klapperten die müden Eisen eines Taxametergauls auf den Steinen. Auch das Geräusch verlor sich schnell in der Ferne.

Der Detektiv, nur mit dem Nachthemd bekleidet, fühlte, wie die Kälte ihm wie ein Eishesauch den Rücken hochkroch. Oder war's etwas anderes? Waren's doch die Nerven, die oft bespöttelten Nerven?!

Lautlos streifte er schnell wieder die Kleider über. Alle seine Sinne waren wach. Unausgesetzt wartete er, daß das furchtbare Konzert erneut einsetzte.

Eben hatte er die Hand nach der Lampe ausgestreckt, da begannen diese jammernden, stöhnenden Laute abermals.—Fraglos, sie kamen aus dem Korridor, aus nächster Nähe.

Ein kurzes Zaudern, dann eilte der Detektiv, die Lampe weit von sich haltend, in den Flur hinaus.

Noch immer klang das Stöhnen, das Seufzen, scheinbar aus allen Winkeln und Ecken hervor. Gleichsam umwoigt von diesen Tönen näherte Schaper sich der Freitreppe, die in die Vorhalle hinunter führte.

Jetzt war's ihm wieder, als dringe das jammernde Kreischen aus dem Vestibül herauf. Weit beugte er sich über das Treppengeländer, leuchtete mit der Lampe hinab. Aber deren Schein war zu schwach. Nur eine graue Dämmerung, aus der die Konturen der Möbel unklar hervortraten, lag unter ihm.

Es kostete Schaper doch einige Überwindung, seine Untersuchung auch auf das Erdgeschoß auszudehnen. Inzwischen war wieder Stille eingetreten, förmliche Grabesstille. Lautlos glitten des Detektivs in weichen Morgenschuhen stekende Füße über die dicken Läufer hin. Nur die Glocke der altersschwachen Petroleumlampe klirrte ganz leise gegen den Messingrand.

Jeder Winkel wurde besichtigt, hinter jedes Möbel fiel der helle Lichtschein. Nichts, nichts.

Fritz Schaper war offenbar in diesen Vorderräumen des Katzen-Palais das einzige lebende Wesen.

Jetzt hatte er seinen Rundgang beendet. Die Stille um ihn her legte sich wie ein Alb auf seine Brust. Unschlüssig stellte er die Lampe auf das zierliche Rokotischchen in der Vorhalle und setzte sich in einen der steifelnigen, seidegepolsterten Stühle. Was sollte er tun? Schlafen gehen? Das wäre das verkehrteste gewesen. Begann dieses schauerliche Konzert von neuem, würde er ja doch wieder aufstehen.

Dann dachte er an die Hausmeistersleute im Wirtschaftsbau. Ob die wohl auch etwas gehört hatten? Vielleicht waren sie wach, hatten Licht gemacht in ihrem Stübchen. Dann könnte er den Alten einmal fragen, was der von diesem jämmerlichen Gekreisch hielt. Eine Erklärung dafür mußte sich ja finden las-

sen, mußte! Und bevor sie nicht gefunden war, ging Fritz Schaper auf keinen Fall zur Ruhe. Das hatte er sich vorgenommen und das führte er auch durch.

Von dem hinteren, auf den Park mündenden Flurfenster ließ sich der Anbau bequem überblicken. Der Detektiv öffnete es und lehnte sich weit hinaus.

Die Wohnung der Truschinskis war hell erleuchtet, ebenso die Küche.

Gleich darauf stand Schaper in dem peinlich sauberen Stübchen dem Hausmeister gegenüber, der, in einen alten Schlafrock gehüllt, wie Espenlaub zitterte und aus dessen weiten Augen, die in dem blassen, runzligen Gesicht unnatürlich groß erschienen, eine wilde Angst hervorleuchtete. Frau Truschinski, nur spärlich bekleidet, hockte neben dem mächtigen Kachelofen in einem Großvaterstuhl und hielt die Hände wie zum Gebet gefaltet im Schoß.

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie kommen, Herr Müller,“ flüsterte der Alte und drückte hinter dem späten Gast die Tür eilig ins Schloß. „Wir sind hier vor Entsetzen schon halbtot. Haben Sie gehört—haben Sie gehört—?!“

„Deswegen bin ich ja hier,“ sagte Schaper mit möglichster Gelassenheit. „Was ist denn das eigentlich für ein Gewim...—“

Schaper erstarb das Wort im Munde. Denn wie zum Hohn erklang urplötzlich wieder ein heiserer, markerschütternder Schrei, schwoll zu den höchsten Fisteltönen an und erstarb allmählich in leisem, stöhnendem Winseln.

Dann abermals die Stille, in die sich so beruhigend, so friedlich nur das Rauschen der Bäume des Parkes mischte.

Truschinski hatte die Hände fest gegen die Ohren gepreßt. Sein Körper schwankte schier kraftlos hin und her. Angstvoll starrte er, wie hilfeschend, auf den Detektiv, der mit gefurchter Stirn, im Gesicht den Ausdruck höchster Spannung, dastand.

Schaper tat der alte Mann leid. Er nickte ihm ermutigend zu und deutete durch eine Handbewegung an, daß ‚der Geist‘ wieder eine Ruhepause habe eintreten lassen. Truschinski ließ daraufhin seine Arme sinken.

„Haben Sie dieses seltsame Geräusch schon früher einmal gehört, Herr Hausmeister?“ fragte Schaper freundlich, indem er dem Alten wohlwollend auf die Schulter klopfte.

Truschinski nickte eifrig.

„Ja, Herr Müller—zweimal schon.“

„Wann war das?“

„Zuletzt vor drei Monaten etwa. Der andere Fall ist länger her, mindestens ein Jahr.“ Dem Alten fiel das Sprechen schwer. Sein Unterkiefer gehorchte ihm nicht und zitterte wie im Fieber.

In demselben Moment hörte Schaper in seinem Rücken das Knarren einer Tür. Hastig drehte er sich um.—

Es war der Schwachsinnige, der eben aus einer kleinen Seitenkammer, seinem Schlafraum, heraustrat.

Schaper reichte ihm die Hand hin und sagte lächelnd:

„Nun, auch aufgewacht?“

Doch Max Truschinski nahm keine Notiz von ihm. Mit einem schlaun Grinsen flüsterte er seinem Vater zu, der ihn mißbilligend betrachtete:

„Schwarzer Moritz—schwarzer Moritz—Mäxchen Moritz hören—“

Der Detektiv verstand sofort. Also, das war der Geist!—Der Rumtreiber, der Kater, hatte seine alte Heimstätte wieder aufgesucht, war vielleicht durch Zufall irgendwo eingesperrt worden und verlangte mit den mauzenden Tönen, die wohl lautverstärkt durch das nächtliche Haus drangen, seine Freiheit zurück.

Als Schaper jedoch den Hausmeister mit etwas ironischem Gesicht diese sehr einleuchtende Erklärung mitteilte, schüttelte der Alte ungläubig den Kopf. Trotzdem ließ er sich schließlich überreden, sofort gemeinsam mit dem Detektiv alle Räume zu durchsuchen. Unaufgefordert schloß sich den beiden auch der Geisteskranke an, der sich freuen mochte, wenigstens einen seiner früheren vierbeinigen Spielgefährten wiedergefunden zu haben.

Nach einer Stunde langte der kleine Trupp jedoch unverrichteter Sache wieder in der Vorhalle an. Der Kater war nirgendwo aufzuspüren, obwohl man sämtliche Gelasse, auch die nicht allzu ausgedehnten Keller sorgfältig abgeleuchtet hatte, wobei der alte Truschinski sich stets vorsichtig im Hintergrunde hielt.

Schweigend standen die drei beieinander. Das klägliche Gewimmer hatte sich in der Zwischenzeit nicht wieder vernehmen lassen. Da sagte der Detektiv mit herzhaftem Gähnen:

„Ich denke, mein lieber Truschinski, wir gehen wieder zu Bett. Nun haben Sie ja wohl selbst gesehen, daß es hier keine Gespenster gibt und werden ruhig schlafen, selbst wenn das Gewinsel sich nochmals hören läßt.“

Zufällig hatte Schaper bei diesen Worten mit einem Blick das Gesicht des Schwachsinnigen gestreift. Auf dessen Zügen lag jetzt eine seltsame Mischung von Schadenfreude, höhnischem Spott und Geringschätzung. Und diese Beobachtung veranlaßte den Detektiv, ganz unvermittelt den Kranken anzureden:

„Nicht wahr, Max, es war dein schwarzer Moritz, der vorhin so kläglich schrie?“

Der Erfolg dieser Frage war ein ganz anderer als Schaper erwartet hatte.

Die Gesichtszüge des jungen Menschen verzerrten sich vor Wut, und die Finger seiner halb erhobenen Hände wie im Krampf öffnend und schließend, kreischte er in höchster Erregung:

„Nicht Moritz—Moritz weit weg.—Gar nicht suchen—Nicht finden Moritz—Schöner Moritz fort.“

Und doch merkte Schaper deutlich, daß in der Fistelstimme des Geisteskranken etwas wie versteckte Angst zitterte. Er ließ sich aber nichts anmerken, sagte Vater und Sohn freundlich gute Nacht und stieg in sein Schlafzimmer empor, sehr langsam, sehr gedankenvoll.

Der Rest der Nacht verlief ohne weitere Störung. Und Schaper schlief traumlos und fest bis in den hellen Morgen hinein.

## Kapitel 8

Es war am nächsten Vormittag gegen elf Uhr. Schaper, der soeben das ihm von der Hausmeisterin servierte Frühstück in aller Behaglichkeit verzehrt hatte, begab sich, mit einem Buch unter dem Arm, in den Park hinab, um unauffällig eine neue Begegnung mit dem Schwachsinnigen herbeizuführen. Die Ereignisse der verflossenen Nacht, besonders der Abschluß der Nachsuche in der Vorhalle, wo Max Truschinski ein so merkwürdiges Benehmen an den Tag gelegt hatte, waren für den Detektiv von weit größerer Bedeutung geworden, als er es zunächst geahnt hatte. Denn das eine stand nun fest: Dieser Geisteskranke war durchaus nicht so harmlos und hatte fraglos irgend ein Geheimnis zu bewahren, dessen Aufdeckung er bei einer noch sorgfältigeren Durchsuchung des Ge-

bäudes befürchtete. Nur so war sein Verhalten zu erklären, nur so seine Worte, durch die er den Detektiv plötzlich glauben machen wollte, daß der Kater als Urheber der seltsamen Klangtöne nicht in Frage käme, obwohl er es doch gewesen war, der Schapers Gedanken erst auf das Katzentier gelenkt hatte.

Aus diesen Gründen war der Detektiv fest entschlossen, den jungen Menschen nunmehr unausgesetzt heimlich zu überwachen und nebenbei zu versuchen, durch geschickte Fragen ihm sein Geheimnis zu entlocken.

Vor dem Küchenanbau traf Schaper beim Verlassen des Hauses mit dem alten Truschinski zusammen, der sich heute besonders feingemacht hatte, und auf eine schmeichelhafte Bemerkung des Detektivs hin dann erzählte, daß er am Morgen eine Postkarte vom gnädigen Fräulein erhalten hätte, durch die sie ihn zu einer Besprechung zu Frau von Gerster bestellte.

„So—na, dann grüßen Sie bitte die beiden Damen von mir,“ meinte der Detektiv, indem er dem Alten noch eine Zigarre ‚auf den Weg‘ anbot.

Aber Truschinski schien noch etwas auf dem Herzen zu haben.

Mit traurigem Gesicht sagte er nach einer Weile, indem er die Spitze der Zigarre mit seinem großen Gärtnermesser abschnitt:

„Wissen Sie schon, Herr Müller, daß man den Bräutigam von unserem Fräulein gestern verhaftet hat?—Der Kaufmann von drüben erzählte es mir. Es steht in der Morgenzeitung.“

Schaper spielte den Ahnungslosen und drückte sehr beredt sein Befremden darüber aus, wie die Polizei nur einen so offensichtlichen Mißgriff habe tun können, da Herr Wendland doch trotz aller gegen ihn sprechenden Beweise unmöglich der Mörder sein könne.

„Alles rühmt seinen guten Charakter, und niemand von seinen Bekannten traut ihm eine derartige Tat zu,“ schloß er seine Ausführungen, die den alten Mann offenbar sehr erfreuten.

Dann verabschiedete sich Truschinski und verließ das Katzen-Palais durch den Vordereingang.

Schaper hielt sich noch eine Weile in der Nähe des Hauses auf, schlenderte jedoch bald, da der Geistesschwache nirgends zu sehen war, langsam durch den Park und suchte sich ein Plätzchen, von wo aus er die Rückfront des Gebäudes bequem im Auge behalten konnte.

Das Buch, das er in der kleinen Bibliothek des Rentiers entnommen hatte, hielt er nur zum Schein aufgeschlagen in der Hand. Eine Viertelstunde verging. Die schmale Holzbank, auf der Schaper Platz genommen hatte, war nicht sonderlich bequem, lag dafür aber ganz versteckt hinter einem Schlehdorngebüsch und bot so einen vortrefflichen Beobachtungsposten.

Und des Detektivs Geduld sollte wirklich belohnt werden. Weitere fünf Minuten waren verstrichen, als der Schwachsinnige plötzlich in der Tür des Wirtschaftsgebäudes erschien und, nachdem er sich vorsichtig nach allen Seiten umgesehen hatte, mit schnellen Schritten dem hinteren Teile des Parkes zueilte.

Schaper, aufmerksam gemacht durch das mißtrauische Benehmen des jungen Menschen, folgte ihm lautlos, indem er geschickt einzelne Bäume und Gesträuchgruppen als Deckung benutzte. So entging es ihm nicht, daß der Geisteskranke, nachdem er vorher nochmals argwöhnisch die Wege des Parkes gemustert hatte, hinter der Buxbaumhecke verschwand, die im Halbkreis um einen kleinen Pavillon angepflanzt war, der etwa fünf Meter von der Gitterpforte

entfernt sich dicht an der Mauer erhob und diese mit seinem zwiebel förmigen Schieferdach um ein gutes Stück überragte.

Dieser Pavillon, der offenbar zu derselben Zeit wie das Liegnitz-Palais erbaut war, stellte eines jener kleinen Zierhäuschen dar, wie man sie früher so gern in lauschigen Ecken vornehmer Parkanlagen errichtete. Aus Ziegeln auf einem Fundament von Feldsteinen errichtet, wirkte er mit seiner reichen Ausschmückung von Stuckornamenten noch jetzt wie ein anmutiges Zwergenhäuschen.—

Schaper, der den zierlichen Bau, dessen Tür stets verschlossen war und vor dessen sechs Bogenfenstern grüngestrichene Holzläden hingen, schon einmal flüchtig sich angesehenen hatte, vermochte sich nicht zu erklären, was der Schwachsinnige in dem offenbar seit langer Zeit nicht benutzten Pavillon zu suchen hatte und beeilte sich daher, möglichst schnell hinter die Buxbaumhecke zu gelangen, von wo aus er den jungen Menschen bequem weiter beobachten konnte.

Max Truschinski stieg soeben die wenigen Stufen zu der Pavillontür empor und blieb dann eine Weile regungslos stehen, das Gesicht dem Park zugewandt, als ob er sich nochmals überzeugen wollte, daß er keinen heimlichen Lauscher zu fürchten brauchte. Jetzt zog er einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Tür und verschwand im Innern des kleinen Häuschens. Deutlich hörte der keine fünf Schritte entfernte Detektiv, wie von innen wieder abgeschlossen wurde.

Mit begreiflicher Ungeduld wartete Schaper auf das Wiedererscheinen des Schwachsinnigen, den doch ohne Zweifel irgend eine Absicht, die anderen verborgen bleiben sollte, in den Pavillon getrieben hatte.

Zehn Minuten waren vergangen—der Detektiv hatte nach der Uhr gesehen—als die Tür sich leise öffnete und Max Truschinski zunächst nur seinen struppigen Kopf heraussteckte und vorsichtig nach allen Seiten Umschau hielt. Dann erst schlüpfte er ins Freie, verschloß die Tür und setzte sich auf die unterste Stufe der Treppe.

Schaper traute seinen Augen nicht, als der junge Mensch jetzt unter seiner Jacke eine schwarze Katze hervorholte und mit Hilfe seines bunten Taschentuchs zu reinigen begann.

Das Tier befand sich allerdings auch in einem geradezu bejammernswerten Zustande. Von oben bis unten war es mit Staub und Spinnweben bedeckt, die nur hier und da das schwarze Fell durchschimmern ließen.

Max Truschinski hatte seinem Liebling—denn daß die Katze der berühmte ‚Moritz‘ war, daran zweifelte Schaper keinen Augenblick—jedoch sehr bald wieder zu seiner alten Schönheit verholfen. Dann entnahm er seinen Taschen allerlei Fleischstücke und fütterte das Tier, welches mit wahrem Heißhunger alles bis auf den letzten Rest vertilgte.

Der Detektiv hielt es nun für ratsam, leise seinen Lauscherposten zu verlassen, was ihm auch glücklich gelang. Um aber den Geisteskranken noch weiter beaufsichtigen zu können, begab er sich nun geraden Weges vor die Tür des Wirtschaftsgebäudes, wo er mit Frau Truschinski zusammentraf, die in einem Zuber Wäsche spülte.

Schaper hatte erst wenige Worte mit der alten Frau gewechselt, da erschien auch schon der junge Mensch mit seiner Katze auf dem Arm.

Freudestrahlend und das Tier zärtlich streichelnd rief er seiner Mutter schon von weitem zu:

„Moritz eben gekommen ... schöner Moritz ... durch Gartenpforte ... artiger Moritz ... zu Mäxchen...“

Schaper wußte genug und ging bald darauf in sein Arbeitszimmer nach oben, um erst einmal in Ruhe dieses seltsame Erlebnis zu überdenken.

Das Resultat einer Viertelstunde angestrengtesten Nachsinnens, wobei Schaper unaufhörlich auf und ab wanderte und aus seiner Zigarre dicke Rauchwolken in die Luft paffte, bestand darin, daß er beschloß, zunächst die Rückkehr des alten Truschinski abzuwarten.

So stieg er denn wieder in die Wirtschaftsräume hinab und fragte bei der Hausmeisterin an, ob diese ihm vielleicht ein einfaches Mittagessen herrichten wolle. Die Antwort der freundlichen alten Frau war ein bereitwilliges ‚aber sehr gern, Herr Müller‘, worauf er sie noch bat, ihm doch ihren Gatten zu schicken, sobald dieser heimgekehrt sei.

Gegen einhalb zwölf Uhr klopfte Truschinski dann oben bei Schaper an, der, um wenigstens etwas den ‚Architekten‘ vorzutäuschen, einen Bogen Papier, auf dem er mit flüchtigen Strichen einen Gebäudegrundriß skizziert hatte, recht in die Augen fallend auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte.

Der Detektiv begann dann, nachdem der Alte durch ein paar harmlose Bemerkungen, die sich auf die Bauart des Katzen-Palais bezogen, über den eigentlichen Zweck dieser Unterredung von ihm im Unklaren gelassen, in seiner jovialen Art von den Ereignissen der verflossenen Nacht zu plaudern. Schließlich gelangte er auf diese unauffällige Weise zu dem Punkt, der ihn besonders interessierte.

„Also es ist tatsächlich nicht das erste Mal, daß Sie diese kläglichen, stöhnenden Töne im Hause gehört haben, Herr Hausmeister?“ fragte er schließlich, indem er sich scheinbar ohne besondere Teilnahme mit seiner Zeichnung zu schaffen machte.

„Zweimal vorher vernahm ich schon dieses furchtbare Geräusch, wie ich Ihnen bereits gestern, besser heute morgen mitteilte, denn es war ja weit nach Mitternacht, als Sie zu uns kamen, Herr Müller,“ entgegnete der Alte leise und schaute sich scheu um, als ob er trotz des hellen Tageslichts jeden Augenblick das Auftauchen eines Gespensts befürchtete.

„Richtig—ich entsinne mich jetzt, daß Sie davon sprachen,“ erklärte Schaper gelassen. „Haben Sie denn damals auch versucht, der Ursache dieses ruhestörenden Lärms nachzuforschen?“

Der Alte blickte den Detektiv daraufhin mit einem pffrigen Lächeln an.

„Ah, sieh da, Herr Müller—dann scheinen Sie doch nicht mehr so felsenfest davon überzeugt zu sein, daß der Kater Moritz das schauerliche Gewinsel verbreitet hat,“ meinte er in einem Ton, der deutlich verriet, wie schwer ihn die Ungläubigkeit des ‚Architekten‘ gekränkt hatte. „Sonst würden Sie doch diese Frage nicht an mich richten, sondern einfach annehmen, daß Moritz eben auch damals der Attentäter war. Stimmt’s?“

„Allerdings. Weiß ich doch nun, daß Moritz erst heute vormittag von einem seiner Streifzüge zurückgekehrt ist—und das ändert natürlich meine Ansicht,“ antwortete der Detektiv prompt.

Der Alte, der nicht ahnen konnte, wie ganz anders der ‚Herr Architekt‘ in Wahrheit über dieses merkwürdige Wiederauftauchen des Katers dachte, sagte mit einer gewissen Überlegenheit, die Schaper herzlich amüsierte:

„Ja, ja, Herr Müller, das findet man so oft, daß gebildete Leute über solche Dinge spötteln und sich hinterher doch noch zu einer anderen Meinung bekennen müssen. Herr Marschall, der gewiß—was man so nennt—ein aufgeklärter Mensch war, hat manchmal zu mir geäußert: ‚Truschinski, es gibt vieles zwi-

schen Himmel und Erde und auch hier im Katzen-Palais, wovon wir trotz all unserer Weisheit nichts ahnen.' So ähnlich drückte er sich immer aus."

Schaper hatte bisher geduldig zugehört, glaubte jetzt aber doch die Erinnerungen des alten Mannes genügend genossen zu haben und fragte daher kurz:

„Und wie war es nun mit den Nachforschungen, Herr Hausmeister?“

„Ja, das war eigentlich eine sonderbare Geschichte. Wenn's Ihnen recht ist, Herr Müller, erzähle ich's mal ein bißchen ausführlicher. Herr Marschall ist ja jetzt tot. Denn der hatte mir streng verboten, darüber zu sprechen. Er meinte, das Haus würde sich später schwer verkaufen lassen, wenn überall das Gerücht verbreitet wäre, daß es hier spuke. Vor einem Jahr ungefähr, es war eine regnerische, stürmische Nacht, hörte ich zum ersten Mal diese gruseligen Töne. Die Uhr zeigte kurz nach elf, als das Gewimmer begann. Das weiß ich noch ganz genau. Gerade so wie Sie dachte auch ich zunächst, daß eine der Katzen irgendwo eingesperrt sein müsse und nun herausgelassen werden wollte. Ich nahm also meine Laterne und ging in das Vorderhaus zu Herrn Marschall nach oben, klopfte an und fand ihn über seiner Zeitung im Lehnstuhl eingeschlummert sitzen. Den Stuhl hat er bald darauf meiner Frau geschenkt.

„Herr Marschall,‘ fragte ich, ‚haben Sie gehört? Eine unserer Katzen schreit irgendwo ganz kläglich.‘

„Er wurde sehr schnell munter und, da in demselben Augenblick das Stöhnen und Winseln wieder begann, horchte er ebenso wie ich angestrengt auf die gräßlichen Töne.

„Inzwischen hatte ich mir die fünf Weidenkörbchen, in denen Herrn Marschalls Katzen nachts schliefen und die immer dort nebeneinander an jener Wand standen, angesehen und sogleich bemerkt, daß Moritz, den wir erst vier Wochen vorher bekommen hatten, fehlte. Und daher sagte ich nun:

„Sehen Sie, Herr Marschall, ich habe recht—der Kater ist nicht da!‘

„Mein Herr war aufgestanden und hatte die Tür zu seinem Schlafzimmer, das ja jetzt auch das Ihrige ist, geöffnet. Immer noch hörten wir das schauerliche Geschrei, das irgendwo aus den unteren Räumen des Hauses zu kommen schien.

„Ich wunderte mich sehr, daß Herr Marschall mich nun plötzlich ohne alle Ursache ärgerlich anfuhr, indem er lospolterte:

„Unsinn, Truschinski! Wie kommen Sie nur auf den Gedanken, daß das Moritz' Stimme ist? Keine Rede davon! Der Kater wird in meinem Bett schlafen. Warten Sie hier, ich gehe ihn holen.‘

„Und dann nahm er die Lampe, verschwand in dem Nebenraum und—ja, das war das Sonderbare, Herr Müller!—schloß die Tür hinter sich ab, wie ich deutlich hörte. Wozu tat er das wohl?—Ich hab's nie begriffen, und fragen mochte ich nicht. Er konnte manchmal höllisch grob werden.

„Nach einer ganzen Weile erst kam er wieder in das Arbeitszimmer zurück, die Lampe in der einen Hand, unter dem anderen Arm den Kater.

„Sehen Sie, Truschinski, da ist er,‘ meinte er und lachte so komisch dabei. ‚Natürlich hat der Frechdachs in meinem Bett gelegen. Also kann er auch nicht den Lärm verursacht haben. Das werden Ratten sein, oder ein Marder, der Liebessehnsucht hat. Die sollen ja dann auch so winseln.‘

„Nun, Herr Müller, wenn Moritz wirklich im Bett es sich gemütlich gemacht hatte, so sah er dafür entsetzlich schmutzig aus. Er war ganz bestäubt und voller Spinnweben, so, als ob er sich in den schmutzigsten Winkeln herumgedrückt hatte. Ich tat jedoch, als ob ich das nicht bemerkte, sagte Gute Nacht

und ging in meine Wohnung zurück. Und es blieb dann auch ruhig im Hause. Und seit dem Tage, Herr Müller, da glaube ich steif und fest daran, daß es hier in diesem alten Gebäude umgeht. Das sagte ich auch Herrn Marschall. Der nickte und befahl mir, wie ich bereits erwähnte, den Mund zu halten.—

„Na, Herr Müller, nun sehen Sie wohl ein, daß auch mein früherer Gebieter an das Vorhandensein übernatürlicher Dinge geglaubt hat, nicht wahr?“ schloß der Alte beinahe triumphierend seinen Bericht.

„Gewiß, lieber Truschinski, gewiß!“ beeilte Schaper sich völlig ernsthaft zu versichern. Und dann fragte er rasch, innerlich erfüllt von einer noch etwas unbestimmten, aber doch wiederum auch zielbewußten Hoffnung, da er ahnte, daß er auf diese Weise doch noch das Rätsel des an dem Rentier verübten Mordes lösen würde:

„Und das zweite Mal, als Sie das schauerliche Gestöhne und Gewimmer hörten—wie verlief die Sache da?“

„Akkurat ebenso wie in jener Sturmnacht, Herr Müller. Nur daß ich mich—es war damals zu einer früheren Stunde, gegen zehn Uhr abends—mit Zittern und Bangen auf den Weg in das Vorderhaus zu Herrn Marschall machte, der mich eine feige Memme schalt und dann genau wie beim ersten Mal in seinem Schlafzimmer verschwand, um nach geraumer Zeit mit dem Kater unter dem Arm zurückzukehren.“

„Und Moritz war wieder so schmutzig?“ forschte der Detektiv mit gespannter Miene.

„Nicht ganz so. Aber Staub und Spinnweben klebten doch an seinem Fell,“ erwiderte der Alte nach kurzem Besinnen.

Schaper begann jetzt, um den Hausmeister nicht argwöhnisch zu machen, zunächst von etwas anderem zu sprechen. Er fragte nach dem Befinden von Fräulein Marschall, nach diesem und jenem, und gelangte so erst auf Umwegen zu dem, was ihn in Wahrheit interessierte.

„Der Pavillon hinten im Garten ist wohl ebenso alt wie dieses Palais?“ meinte er dann, nachdem er die Sauberkeit im Park und die gefälligen gärtnerischen Anlagen gelobt hatte.

„Beide sind gleichzeitig erbaut.“

„Könnte ich mir vielleicht auch einmal das Innere des Pavillons ansehen, Herr Hausmeister?—Ich versuchte es gestern schon, fand die Tür aber verschlossen,“ meinte er mit harmloser Freundlichkeit.

„Gern, Herr Müller. Den Schlüssel habe ich in meiner Kommode verwahrt, denn Herr Marschall wollte nicht, daß jemand das Häuschen betrat. Ich selbst bin nur ein einziges Mal in all den Jahren in dem Pavillon gewesen. Es wird daher dort wohl recht unsauber aussehen. Denn auch reinmachen ließ mein verstorbener Herr dort nie—das war auch so eine von seinen vielen Eigentümlichkeiten.“

„Besaß er denn wirklich davon eine so große Menge?“ fragte Schaper im Tone leisen Zweifels. „Ich glaubte bisher, daß seine Leidenschaft für Tiere seine einzige—na, sagen wir schon Schrulle war.“

Truschinski machte eine vielsagende Geste mit der Hand.

„Herr Marschall war ein sehr sonderbarer Mensch, das, was man so mit ‚unberechenbar‘ bezeichnet. Er konnte sehr jähzornig werden, obwohl er sich in dieser Beziehung gebessert hatte, seitdem seine Frau...“, der Alte zögerte weiterzusprechen—„...verschwunden war und nicht wieder zu ihm zurückkehrte.

Dieses Ereignis hat auf ihn offenbar einen sehr nachhaltigen Eindruck gemacht.“

Schaper hatte aufgehört.

„Frau Marschall ist verschwunden?—Davon wußte ich bisher ja gar nichts,“ meinte er erstaunt.

Truschinski nickte traurig vor sich hin.

„Eigentlich hätte ich es ja wohl besser für mich behalten sollen, trotzdem es viele Leute gibt, die darum wissen,“ sagte er unzufrieden mit seiner vorschnellen unbedachten Äußerung.

Der Detektiv, dem der Hausmeister seinerzeit über diesen Punkt doch eine ganz andere Auskunft gegeben hatte, nämlich daß Frau Marschall gestorben sei, wußte nun durch geschickte Fragen aus dem alten Manne alles herauszuholen, was er erfahren wollte.

Gottfried Marschall, der seine Gattin nie verstanden hatte, glaubte bald nach der Übersiedlung in die Reichshauptstadt Grund zur Eifersucht zu haben, da seine Frau, die für Musik eine starke Begabung besaß, bei einem unverheirateten Akademieprofessor ihre Gesangstudien fortsetzte und sich auch häufiger in Begleitung dieses Herrn öffentlich zeigte—Konzerte und Theater besuchte und Spaziergänge und Ausflüge machte.

Aus diesem Grunde kam es zwischen den Eheleuten zu immer heftigeren Szenen. Eines Tages vergaß sich der jähzornige Marschall sogar soweit, daß er sich an seiner Frau vergriff und ihr mit einer Reitpeitsche mehrere Schläge über den Arm versetzte. Hilferufend war damals das arme Weib zu den Truschinskis geeilt, denen sie unter Tränen mit den heiligsten Schwüren beteuerte, daß sie unschuldig sei und ihre ehelichen Pflichten in keiner Weise verletzt habe.

Trotz dieses Vorfalls, der die Entfremdung zwischen den Gatten vollständig machte, blieb Frau Antoinette auch ferner im Hause des Gatten—nur ihres Kindes wegen, wie sie der Hausmeisterin anvertraute. Anni, die sich damals in einem Pensionat in Halle befand, sollte nicht ahnen, wie schlecht das Verhältnis zwischen den Eltern war, und nicht durch eine Scheidung, bei der der Rentier fraglos als der schuldige Teil erklärt worden wäre, die ganze schreckliche Wahrheit erfahren, die auf das Gemüt des heranwachsenden jungen Mädchens sicherlich sehr ungünstig eingewirkt haben würde.

Marschall, anstatt sich nach diesem brutalen Rohheitsakt zu bessern und in sich zu gehen, begann bald wieder die alten Streitigkeiten und häßlichen Szenen, jetzt ohne jeden Grund hervorgerufen, da seine Gattin des lieben Friedens wegen mit den Unterrichtsstunden bei dem Professor aufgehört und auch jeden Verkehr mit demselben abgebrochen hatte.—

Dann war sie eines Tages unter Zurücklassung eines kurzen Briefes, in dem sie ihrem Manne mitteilte, daß sie dieses Leben nicht mehr aushalte und daher für immer von ihm fortgehe, spurlos verschwunden. In einem kleinen Handkoffer hatte sie etwas Wäsche mitgenommen, sonst nichts. Die zum Teil sehr wertvollen Geschenke ihres Gatten aus der ersten Zeit ihrer Ehe lagen unberührt in einem Schubfach ihres Schreibtisches. Drei Tage später fand man am Ufer des Wannsees halb im Wasser liegend einen Damenhut und ein kleines Sammettäschchen, Sachen, die Marschall als seiner Frau gehörig wiedererkannte. Daraufhin nahm die Polizei an, daß Frau Antoinette Marschall freiwillig den Tod gesucht habe. Ihre Leiche wurde allerdings nie gefunden.—

Erst mehrere Jahre später erfuhr Anni Marschall bei einer erregten Auseinandersetzung mit ihrem Vater von diesem die Wahrheit über das Ende ihrer Mutter, nachdem er sie bis dahin in dem Glauben gelassen hatte, jene sei an einer Lungenentzündung gestorben und auf ihren besonderen Wunsch verbrannt worden, eine Täuschung, die sich um so leichter durchführen ließ, als das junge Mädchen damals in Halle weilte und diese Trauerkunde erst zwei Wochen nach dem Selbstmorde der verzweifelten Mutter erhielt. Um das Andenken der geliebten Mutter nicht zu trüben, hatte Anni Marschall dann versucht, dieses Geheimnis nach Möglichkeit zu wahren und stets so getan, als ob die vielgeprüfte Dulderin friedlich im Hause ihres Gatten entschlafen sei.

Jedenfalls war aber seit der Stunde, wo Gottfried Marschall seinem einzigen Kinde aus unverändertem Haß gegen die Tote in dieser Weise die Augen geöffnet hatte, jedes Band zwischen ihnen zerrissen. Damals sagte sich das junge Mädchen völlig von ihrem Vater los und gründete sich in Halle, vertrauend auf ihre Arbeitsfreudigkeit und Energie, eine selbständige Existenz.—

Das war es, was Schaper von dem alten Hausmeister, dem häufig bei der Schilderung dieser traurigen Vorfälle die Tränen über die runzeligen Wangen rollten, nach und nach erfuhr.

Gleich darauf erschien Frau Truschinski mit dem Mittagessen, das sie dem neuen Hausgenossen höchst appetitlich hergerichtet hatte.

Schaper aß mit wahren Heißhunger, da er sonst gewöhnt war, bereits um ein Uhr zu speisen, zündete sich nachher eine Verdauungszigarre an und verließ dann das Katzen-Palais, um in der Nähe einige Besorgungen zu machen.

In einem Eisenwarengeschäft kaufte er sich einen Zollstock und fragte dann, ob er gegen eine angemessene Leihgebühr und Hinterlegung einer Pfandsumme für einen Tag zwei Azetylenlaternen erhalten könne. Die beiden Lampen, von deren vorzüglichem Funktionieren der Detektiv sich vorher überzeugt hatte, nahm er gleich mit und suchte nun das nächste Postamt auf, um von der Telephonzelle unbelauscht den Rechtsanwalt anrufen zu können.

Heiling war jedoch noch nicht in seinem Bureau anwesend. Einer der Schreiber, mit dem Schaper sprach, wollte die Bestellung pünktlich ausrichten, so daß der Detektiv sich beruhigt wieder auf den Heimweg machen konnte.—

## Kapitel 9

Die Standuhr in dem Arbeitszimmer des ermordeten Rentiers hatte soeben einhalb fünf Uhr geschlagen, als es an die Tür klopfte und auf Schapers ‚H herein!‘ der Rechtsanwalt den mit Zigarrenqualm dicht erfüllten Raum betrat.

„Donner noch eins—ist hier eine Luft!“ meinte Heiling und schüttelte dem Detektiv kräftig die Hand. „Wie können Sie es nur hier aushalten?“

Schaper lächelte sonderbar.

„Eine Angewohnheit von mir. Ich nenne das ‚Künstliche Dämmerung erzeugen!‘—Sie wissen, im Halbdunkel gehorcht das Gehirn am besten, da kommen einem die geistreichsten Einfälle—wie schon Altmeister Goethe an irgend einer Stelle sagt.“

Irgend etwas im Ton dieser Worte machte den Rechtsanwalt stutzig.

„Wenn ich nicht sehr irre,“ meinte er unsicher, „haben Sie soeben ‚die geistreichen Einfälle‘ besonders durch den Klang Ihrer Stimme hervorgehoben. Soll

das etwa heißen, daß Sie in unserer Angelegenheit Wichtiges entdeckt haben?—Dafür würde ja auch der Umstand sprechen, daß Sie mir sagen ließen, Sie wünschten mich heute auf jeden Fall bei sich zu sehen.“

„Vielleicht!“ erwiderte der Detektiv schmunzelnd. „Zunächst aber, bringen Sie mir irgend eine Neuigkeit, Doktor?“

Heiling, der in einem der altmodischen, steiflehnigen Sessel Platz genommen hatte, nickte ohne besondere Begeisterung.

„Eine Neuigkeit bringe ich, das stimmt. Vor einer halben Stunde war Kriminalkommissar Bechert bei mir und teilte mir mit, daß die Polizei den Komplizen Hektor Brioux' glücklich erwischt habe.“

„Na—das ist doch immerhin etwas,“ meinte Schaper. „Wie heißt der Mensch, was ist er?“

„Sollen Sie alles gleich hören.—Bechert hatte sich heute morgen von mir meinen kleinen Schreiber Werner Tomsen ‚ausgeliehen‘ und einen seiner Beamten in Begleitung des Jungen zur Kneipe ‚Zur fröhlichen Gruft‘ geschickt, in der doch Brioux und sein Bekannter damals verschwunden waren. Der Wirt dieses zweifelhaften Etablissements wurde ins Vertrauen gezogen und wies den beiden dann ein Plätzchen an, von wo aus sie die ein und aus gehenden Gäste bequem beobachten konnten. Gegen elf Uhr vormittags betrat ein Mann die Kneipe, in dem Werner Tomsen mit größter Bestimmtheit den Genossen des Regierungsreferendars wiedererkannte, worauf der Kriminalbeamte den Betreffenden unauffällig festnahm und zum Charlottenburger Polizeipräsidium brachte.

„Hier entpuppte sich dieser als ein mehrfach vorbestrafter Tapezierer namens Thomas Neuholm. Daß er einen gewissen Hektor Brioux kenne, leugnete er jedoch entschieden ab. Trotzdem behielt man ihn in Polizeigewahrsam, um dem Burschen, der elegant gekleidet wie ein Dandy sein soll und in Verbrecherkreisen den Spitznamen ‚Zylinder-Tom‘ führt, einen Fluchtversuch unmöglich zu machen. Becher behauptet, der Mensch habe sich bei der Vernehmung so ängstlich und scheu gezeigt, daß er fraglos etwas auf dem Gewissen haben müsse. Herauszubekommen war jedoch kein Wort aus ihm. Er blieb dabei, er wisse nichts von einem Hektor Brioux und habe den Namen noch nie gehört.“

„Ob der Kommissar diesem ‚Zylinder-Tom‘ etwas von dem Zettel mit der Geheimschrift gesagt hat?“ fragte Schaper.

„Nein. Bechert betonte mir gegenüber, daß er diesen Fund dem Burschen erst vorhalten wolle, wenn er die Schrift entziffert hätte, damit man den Menschen dann vielleicht überrumpelt und zu einem Geständnis zwingt.“

„Mithin hat der Kommissar die Geheimschrift bis jetzt nicht enträtseln können, nicht wahr?“ fragte Schaper wieder mit seinem feinen Lächeln.

„Nein.—Sie etwa?—Leugnen hilft nichts mehr, mein Lieber! Ihr Gesichtsausdruck verrät Sie!“

„Ich versuche ja auch gar nicht, es abzustreiten, bester Doktor. Nur gedulden müssen Sie sich noch ein Weilchen, bevor ich Ihnen die Lösung zeige. Bei mir heißt es stets: Hübsch logisch vorgehen! Und deshalb muß ich Ihnen nun zunächst mal die Abenteuer einer Nacht im Katzen-Palais und meine Entdeckungen, die ich am heutigen Tage gemacht habe, mitteilen. Ich sage Ihnen, Sie werden nicht aus dem Staunen herauskommen und nachher unumwunden zugestehen: der Schaper hat doch das Richtige getroffen, als er sich in dem Mordhause einquartierte.“

Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte Heiling den eingehenden Ausführungen des Detektivs, der auch nicht die geringste Kleinigkeit unerwähnt ließ, um dem Rechtsanwalt ein möglichst genaues Bild von den Vorgängen zu geben.

Als Schaper dann mit seiner Schilderung der verschiedenen Ereignisse und Gespräche zu Ende war, sagte Heiling lebhaft:

„Schaper—das haben Sie geradezu glänzend gemacht! Mein Kompliment! Ich habe Sie schon nach Ihrem ersten großen Erfolg, der Aufdeckung des Geheimnisses des Bildes mit den Glasaugen, für eine Zierde Ihres Standes gehalten—jetzt erkläre ich Sie für den ‚Ersten aller Detektive!‘“

Fritz Schaper lächelte seltsam.

„Sie tun mir zuviel Ehre an, Doktor,“ meinte er. „Wirklich! Eigentlich ist dieser Fall sogar ein ... Mißerfolg. Weswegen—werden Sie bald begreifen.—“

Besinnen Sie sich, daß Hektor Brioux um die Mittagstunde am Mordtage mit dem Hausmeister ein kurzes Gespräch an der Gartenpforte, die zur Grenadierstraße hinführt, hatte?“

„Ja. Er bat Truschinski um Feuer für seine Zigarette.“

„Richtig. Und dieser Umstand, Doktor, dieses Auftauchen desselben Menschen, dessen elektrische Taschenlampe später am Tatort gefunden wird, an der Gitterpforte so kurz vor dem Zeitpunkt, an dem der Mord verübt sein muß, ist von mir so gut wie ganz übersehen worden. Ein sehr grober Fehler war dies von mir, so schwer, daß ich mir diese Nachlässigkeit noch lange zum Vorwurf machen werde. Damit Sie begreifen, weshalb ich so streng mit mir ins Gericht gehe, lesen Sie jetzt hier die Lösung der Geheimschrift.—Bitte.“

Schaper erklärte darauf dem Rechtsanwalt noch kurz, wie ihm die Entzifferung schließlich geglückt war, und fuhr dann fort: „Die drei ersten Sätze ‚*komme abends neun Uhr zu Ihnen. Zeug bereit halten. Gelegenheit bei Verein sehr günstig*‘ enthalten die Verabredung zu dem Einbruch in das Bureau des Damenhilfsvereins. Mit ‚*Zeug*‘ sind die Diebeswerkzeuge gemeint, die Brioux entweder aus einem Versteck oder von einem dritten Verbrecher herbeiholen sollte.—“

„Nun der zweite Teil der Mitteilung, der mir gestern nacht, als ich endlich die Lösung gefunden hatte, nicht sofort klar wurde, den ich aber nunmehr vollkommen in seiner Bedeutung verstehe. Er lautet: ‚*Vorschlag hoffentlich ausgeführt und Nachricht besorgt. Muß glücken bei Vorsicht. Zwei Schlüssel bringe ich mit. Werden passen. Alles andere mündlich. Sofort verbrennen.*‘ Etwas weniger umständlich ausgedrückt ergibt dies folgenden Inhalt: ‚*Sie haben meinen Vorschlag hoffentlich ausgeführt und die Depesche an den Schauspieler Wendland abgeschickt. Bei der nötigen Vorsicht muß der Plan glücken. Die beiden Schlüssel, den zur Gitterpforte und den zum Pavillon, habe ich nach Ihren Wachsabdrücken anfertigen lassen und bringe sie mit. Sie werden ganz sicher passen.*‘ –“

„Nun, was halten Sie von diesen Ergänzungen, die sich in die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung so tadellos einfügen, daß sie unmöglich falsch sein können?“

„Was ich davon halte?—Bester Schaper, natürlich haben Sie wieder einmal recht, natürlich!“

„Wir stehen dann also hier folgendem Plan gegenüber: Brioux und sein Genosse Thomas Neuholm hatten auf irgend eine Weise—wie, werden wir auch schon noch erfahren—von der Existenz des unterirdischen Ganges, der gemäß meinen Nachforschungen von dem Schlafzimmer Marschalls bis zum Pavillon

im Parke führt, Kenntnis erlangt und beschlossen, daß der Regierungsreferendar seinen Onkel berauben und ermorden sollte, um so nicht nur in den Besitz des Bargeldes und des Schmucks sondern auch des Erbanteiles zu kommen, den der Rentier seinem Neffen vermacht hatte, wovon dieser fraglos etwas wußte. Damit jedoch der Verdacht der Täterschaft nicht auf Brieux fiel, wurde Wendland telegraphisch zu einviertel ein Uhr mittags zu seinem Onkel bestellt—mit der Absicht, daß man ihm nachher den Mord anhängen wollte, eine wahrhaft teuflische Idee, die ja auch teilweise nur zu gut glückte.

„Brioux fand sich also am Mordtage gegen zwölf Uhr mittags an der Gitterpforte ein, bemerkte dort den Hausmeister, der die Gelenke der eisernen Tür ölte, und hat dann aufgepaßt, bis der Alte wieder in den vorderen Teil des Parkes zurückkehrte. Nun öffnete er mit dem Nachschlüssel die Pforte, schlüpfte in den Garten, schloß den Pavillon auf und begab sich durch den Gang, wobei er sich seiner elektrischen Taschenlampe bediente, in das Haus. Hier ermordete er kaltblütig den Rentier, raubte die Kleinodien und das Bargeld und ... wurde im letzten Moment, das nehme ich bestimmt an, durch Wendlands Klopfen an der Tür des Arbeitszimmers gestört.

„Nur so ist es zu erklären, daß er—eben in der Hast des Rückzuges die kleine Lampe stehen ließ. Auf demselben Wege, den er gekommen war, machte er sich dann auch wieder aus dem Staube.“

Heiling fragte jetzt, da Schaper einen Augenblick schwieg, mit einer Stimme, der man die innere Aufregung des Sprechenden deutlich anmerkte:

„Ja, aber wo ist dann Brioux jetzt?—Geflohen? Wohl kaum. Sonst könnte er ja die reiche Erbschaft, auf die er Ihrer Ansicht nach gehofft hatte, nicht antreten. Wo blieb er?—Haben Sie auch hierfür eine Erklärung bereit?“

Schaper schüttelte den Kopf. „Nein, dieser Punkt ist mir selbst noch unklar. Ich vermute jedoch, daß ... Thomas Neuholm seinen Komplizen beiseitegeschafft hat, um den Raub allein für sich behalten zu können.“

„Wie?! Noch ein Mord? Das wäre ja entsetzlich,“ stotterte Heiling ganz verstört.

„Ich vermute es nur,“ betonte der Detektiv. Und setzte schnell hinzu: „Wir müssen zu Ende kommen.—Hören Sie, was ich weiter heute noch entdeckte:

„Nachdem ich Ihrem Büroangestellten telephonisch die Weisung gegeben hatte, Sie möchten sich baldigst bei mir einfinden, kehrte ich hier in mein neues Heim zurück, verriegelte die Tür des Arbeitszimmers und begann dort im Nebenraum meine Suche nach der geheimen Tür. Vorher hatte ich mit einem Zollstock die Stärke der nach dem Korridor zu liegenden Wand ausgemessen und so festgestellt, daß diese Mauer im Schlafzimmer nicht weniger als ein dreiviertel Meter dick ist, während sie hier nur eine Stärke von einem halben Meter hat. Deswegen ist das Schlafgemach auch so erheblich kürzer als dieses Zimmer.—

„Doch gehen wir nun in den Nebenraum hinüber. Ich will auch gleich die Tür verriegeln, damit wir vor Überraschungen sicher sind.“

Schaper führte seinen Gast in das nebenan liegende Gemach und stellte sich in die linke Ecke, wo die Seitenwand mit der des Korridors zusammenstieß.

„In dieser Ecke hörte ich damals nachts die so seltsamen leisen Geräusche, die nur von dem Kater verursacht worden sein konnten, der nach einem Ausgang suchte,“ erklärte er. „Sie sehen, daß dieses hohe, geschnitzte Holzpaneel ganz dazu geeignet ist, eine geheime Tür zu verbergen. Und hier begann ich auch meine Nachforschungen—erst ohne Erfolg. Schließlich fand ich dann, daß

sich diese geschnitzte Rose da bewegen ließ. Ich drückte, schob, drehte daran—bis sich mit einem Mal—wie jetzt—die kleine Tür öffnete und ich damit am Ziel meiner Wünsche war.—

„So, Doktor, nun kennen Sie auch das Geheimnis. Und jetzt wollen wir gemeinsam in dieses Versteck eindringen, das ich noch nicht betreten habe, um Ihnen den—Genuß zu verschaffen, mit mir gemeinsam die ‚kleine Reise‘ bis zum Pavillon zurückzulegen. Dies soll mein Dank sein, für die große Hilfe, die Sie mir bei der Aufklärung dieses Kriminalfalles geleistet haben.“

Schaper holte jetzt die Azetylenlaternen herbei, zündete sie an, und dann verschwanden die beiden in der schmalen Öffnung, von der aus eine gewundene Steintreppe in die Tiefe führte.

„Zweiundfünfzig Stufen,“ sagte Schaper, nachdem sie unten angekommen waren. „Also dürften wir uns etwa drei Meter unter der Erde befinden.“

Sie standen in einem vielleicht vier Meter im Quadrat messenden, anscheinend leeren Raum, in dessen gegenüberliegender Wand eine breite, dunkle Öffnung gähnte.

„Die Fortsetzung des Ganges,“ meinte der Detektiv, mit der Hand auf die Maueröffnung weisend.

Dann ließen sie das Licht der Laterne über die mit Staub und leise hin und her wehenden Spinnweben dicht bedeckten Wände gleiten.

„Sehen Sie, dort in der Ecke steht eine längliche Kiste, Schaper,“ rief Heiling jetzt. „Und hier—wahrhaftig—das ist ein kleiner Handkoffer, und auf diesem—tatsächlich, es ist ein heller Damenmantel.“

Mit einem schnellen Schritt war der Detektiv an seiner Seite. Nachdenklich betrachtete er die Kiste, beschaute sich dann auch das mit einer dicken Staubschicht bedeckte Kleidungsstück und den Koffer.

Dann erklärte er: „Doktor, warten Sie hier einen Moment. Ich eile nur nach oben und suche mir ein Instrument, mit dem wir diese vernagelte Kiste, deren Inhalt mich lebhaft interessiert, öffnen können. Oben im Flur habe ich einen kleinen Kasten mit Handwerkszeug stehen sehen das wahrscheinlich Truschinski gehört. Vielleicht finde ich darin etwas Brauchbares.“

Schon nach wenigen Minuten kehrte Schaper mit einem Stemmeisen in der Hand zurück.

„So, nun halten Sie mal meine Laterne,“ bat er kurz, kniete nieder und arbeitete mit fieberhafter Eile an dem oberen Brett.

Dann ein Knacken, ein Splintern von Holz—der Deckel flog auf. Starker Kampfergeruch quoll hoch.

Neugierig beugte sich Heiling weit vor. In der Kiste lag ein länglicher Gegenstand, der dicht mit einem weißen Pulver bestreut war. Und mitten auf dieser Pulverschicht schimmerte es wie ein helles Viereck.

Schaper bückte sich schnell, griff danach und—hielt einen mehrfach versiegelten Brief in der Hand. Schnell wischte er die Staubschicht von der Vorderseite ab. Schriftzüge wurden sichtbar.

„Mein Geständnis,“ las der Detektiv vor. Und fügte hinzu, kopfschüttelnd, sehr ernst:

„Wissen Sie auch, Doktor, was diese Kiste enthält?—Nichts anderes, als die in Chlorkalk eingebettete Leiche der Frau Antoinette Marschall, geborene Brioux.“

Dann schnitt er mit seinem Taschenmesser den Umschlag des Briefes auf und zog einen mehrfach zusammengefalteten Bogen heraus.

„Leuchten Sie mir, Doktor—So—ich werde Ihnen dieses Geständnis vorlesen.“

Er begann:

„In der Annahme, daß ein Zufall—vielleicht sogar erst nach meinem Tode—mein Geheimnis an den Tag bringt, will ich hier die volle Wahrheit eingestehen. Eines Tages überraschte ich meine Frau, wie sie gerade einen Brief beendet hatte—ihren Abschiedsbrief für mich, in dem sie schrieb, daß sie mich für immer verlassen wolle. Es kam zu einem Streit zwischen uns, und in blinder Wut versetzte ich ihr einen Stoß, der sie zu Boden warf. Im Fallen schlug sie auf eine Stuhlkante mit dem Kopfe auf und muß sich hierbei die Nackenwirbel gebrochen haben. Sie war sofort tot. Aus Furcht vor Strafe schaffte ich dann die Leiche in dieses geheime Gemach, von dessen Existenz ich durch einen Zufall bald nach meinem Einzug in das Katzen-Palais Kenntnis erhalten hatte. Ich selbst habe den Hut und das Handtäschchen der Toten an das Ufer des Wannsees gebracht, um den Anschein zu erwecken, als habe sie sich ertränkt. Oft genug bin ich später hier in diesem unterirdischen Raum gewesen und habe an der Leiche meiner Frau mit dem Schicksal gehadert, das mir nur Enttäuschungen und Bitternisse aufgeladen hat—nichts weiter.

„Gottfried Marschall.“

Schweigend schob Schaper den Brief in seine Brusttasche und zog das zurückgeschobene Brett wieder über die Kiste.

„Kommen Sie, Doktor,“ sagte er dann. „Lassen Sie uns nun schnell den Gang bis zum Pavillon verfolgen. Wir müssen nachher sofort zur Polizei. Der Kommissar wird sich wundern, was wir ihm für Nachrichten bringen!“

So drangen sie in den vielleicht eineinhalb Meter breiten Gang ein und schritten langsam vorwärts, der Detektiv immer ein gutes Stück voraus.

Plötzlich blieb Schaper stehen und stieß einen Ruf der Überraschung aus. Gleichzeitig vernahm Heiling, der sich, eine neue, nicht vorhergesehene Entdeckung ahnend, dicht neben den Detektiv gedrängt hatte, einen widerlichen Geruch, der ihm in ekelerregender Stärke in die Nase stieg. Es war der Duft des ihm bekannten aufdringlichen Parfüms, vermischt mit den widerlich süßlichen und doch scharfen Ausdünstungen eines verwesenden Körpers.

Und dann—dann erblickte der Rechtsanwalt die regungslose Gestalt eines Menschen, der mitten in dem Gang am Boden lag und den das helle weiße Licht der Azetylenlaternen mit grauenerregender Deutlichkeit beschien.

„Hektor Brieux,“ sagte Schaper leise, als ob er zu sich selbst spreche.

Wie gebannt blieb Heiling an derselben Stelle stehen an der er gehalten hatte, während der Detektiv näher trat und sich über den Leichnam dessen beugte, der seit dem Tage des Mordes vermißt wurde.

Langsam richtete sich Schaper nach einer Weile wieder auf, nachdem er auch flüchtig den Inhalt der Taschen des Toten besichtigt hatte.

„Erwürgt,“ gab er sein Urteil ab, „erwürgt nach einem heftigen Kampf von einem ihm an Kräften weit überlegenen Gegner. Der Kragen und die Krawatte sind zerfetzt, und am Halse sieht man deutlich die Würgemale. Nun ist auch der allerletzte Zweifel geschwunden, ob Hektor Brieux wirklich der Täter—der Einbrecher und der Mörder seines Onkels—gewesen ist. In seinen Taschen

stecken außer den gestohlenen Wertsachen auch die beiden Schlüssel, die ihm Thomas Neuholm besorgt hat.“

Heiling kämpfte in dieser verpesteten Luft, im Anblick dieses verzerrten, aufgedunsenen Totengesichts mit einer immer stärker werdenden Übelkeit.

„Kommen Sie, Schaper—ich halte es hier nicht länger aus,“ bat er, indem er sich matt gegen die Mauer lehnte. „Noch ein paar Minuten, und ich falle um. Ich besitze nicht Ihre Nerven—“

Schleunigst traten die beiden nun den Rückweg an. Und der Rechtsanwalt atmete ordentlich erleichtert auf, als sie sich wieder oben in dem Arbeitszimmer befanden, das gerade von den letzten Strahlen der hinter dem Häusermeer der Riesenstadt untertauchenden Sonne beschienen wurde.

Erschöpft ließ Heiling sich in den nächsten Sessel sinken.

„Entsetzlich,“ murmelte er vor sich hin. „Wer hätte das gedacht—!“

Schaper, der eben mit einer Bürste seine Kleider von den anhaftenden Gespinnstfäden reinigte, nickte ernst.

„Ja, ja Doktor, diese Überraschung haben wir uns beide nicht träumen lassen!—Sehen Sie nun ein, daß ich mich bei diesem Fall eigentlich ziemlich blamiert habe? Ich als Detektiv hätte, als ich die Taschenlampe brennend hier im Zimmer fand und als Wendland als Täter nicht mehr in Frage kam, sofort an einen geheimen Eingang in das Katzen-Palais denken müssen, besonders wo es sich doch bei diesem Hause um einen alten fürstlichen Besitz handelt und die Adelsgeschlechter und Fürstenhäuser es bekanntlich früher liebten, in ihre Paläste solche unterirdischen Gänge und verborgene Türen einbauen zu lassen.“

Heiling, der sich inzwischen etwas erholt hatte, beschäftigte jedoch eine andere Frage viel zu sehr, als daß er sich die Zeit ließ, auf diese Selbstvorwürfe Schapers etwas zu erwidern. Indem er die Hand gegen den Detektiv ausstreckte, und diesen zwang, mit seiner Reinigungsarbeit einen Moment aufzuhören, sagte er in höchster Spannung:

„Und der Mörder des Hektor Brieux?—Ich vergaß vor würgender Übelkeit ganz und gar danach zu fragen.“

„Kein anderer kann es gewesen sein, als Max Truschinski, der Schwachsinnige,“ erwiderte Schaper bestimmt. „Er wird—wahrscheinlich ist er Brieux nachgeschlichen—mit diesem in dem unterirdischen Gang aneinandergeraten sein, da der Regierungsreferendar fraglos versucht hat, diesen gefährlichen Zeugen aus dem Wege zu räumen. Auf diese Weise haben wir auch gleich eine Erklärung dafür gefunden, wie der Kater dieses Mal in den geheimen Gang gelangt ist. Das Tier hing sehr an dem Geisteskranken und wird ihm, als der durch den Pavillonzugang in den unterirdischen Verbindungsweg eindrang, gefolgt, nachher aber nicht wieder mit ihm herausgekommen sein. Und erst durch die kläglichen Schreie des schwarzen Moritz erfuhr der junge Mensch dann, wo sein Spielgefährte sich aufhielt. Ähnlich dürfte dies auch bei den beiden anderen Malen geschehen sein, als der Kater zu Lebzeiten des Rentiers den Geist spielte.“

\* \* \* \* \*

Die weiteren Untersuchungen durch die Polizei ergaben die Richtigkeit aller Vermutungen, die Fritz Schaper hinsichtlich der verschiedenen Einzelheiten dieses Kriminalfalles geäußert hatte.

Thomas Neuholm legte später ein umfassendes Geständnis ab. Hierdurch erfuhr man dann auch, wie Hektor Brieux von der Existenz des geheimen Gan-

ges Kenntniss erhalten hatte. ‚Zylinder-Tom‘ war vor einigen Jahren bei Marschall im Katzen-Palais als Tapezierer tätig gewesen und hatte hierbei zufällig den Zugang zu dem Gange in dem Schlafzimmer des Rentiers entdeckt. Als er dann den tatsächlich zum ‚Gentleman-Einbrecher‘ herabgesunkenen früheren Regierungsreferendar kennen lernte und die zwei sich zur Verübung von Diebstählen zusammentaten, erzählte Neuholm seinem Komplizen eines Tages von dem Geheimnis des Katzen-Palais, worauf beide den Plan entwarfen, der zwei Menschen das Leben kosten sollte.

Anni Marschall, die wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters mit dem natürlich sofort aus der Haft entlassenen Schauspieler eine stille Hochzeit feierte, zu der nur Frau von Gerster, Heiling und Schaper geladen waren, verkaufte das Haus in der Schloßstraße sobald als möglich, da es für sie zuviel traurige Erinnerungen barg. Die Truschinskischen Eheleute—der Geisteschwache war einer Irrenanstalt überwiesen worden—erhielten von ihr eine so reich bemessene Unterstützung, daß sie bis an ihr Lebensende aller Sorgen überhoben waren. Thomas Neuholm aber wanderte wegen Beihilfe zum Morde für zwölf Jahre ins Zuchthaus.

